24. Jahrgang / Heft 4 April 1930

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

INHALT

DAS OSTERERDBEBEN / *Leonhard Ragaz*

UNSER GLAUBE UND DIE THEOLOGIE / *Paul Trautvetter*

STIMMEN: Der Tiger und das Christentum. Zwei Äusserungen von *Georges Clémenceau*

ZUR WELTLAGE: Die furchtbare Hungersnot in China / *Johannes Witte*

RUNDSCHAU: Monatsschau / Der andere Kampf. (Der gynäkologische Film) / Lenin zum Sexualproblem / Protestkundgebung gegen den Flugzeugkredit / Der Fall Liechtenhan / Für China und Südfrankreich / Personalia

AUS DER ARBEIT: 1. Die Mütterwoche im Bendeli / 2. Der internationale Kampf gegen das Opium / 3. Sommerkurse in Casoja / 4. Konferenz für die Schulentlassenen / 5. Gegen Krieg und Militärdienst

VON BÜCHERN: Alfred Zimmermann: Die innere Not des Protestantismus / *L. R.*

BERICHTIGUNGEN

JM

Verlag: Vereinigung "Freunde der Neuen Wege"

EINZELHEFT 1 FR. ☆ HALBJAHR 5 FR.

NEUE WEGE, Blätter für religiöse Arbeit

Redaktion: Dr. L. Ragaz in Zürich. Alle Zusendungen für die Redaktion sind an Dr. L. Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4, zu richten.

Druck und Expedition durch Buchdruckerei Reutimann & Co., Arbenzstrasse 20, Zürich 8. Abonnement-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII 4071, Zürich.

Die **Neuen Wege** erscheinen jeden Monat und kosten in der Schweiz für ein Jahr Fr. 10.—, für ein halbes Jahr Fr. 5.— (durch die Post bestellt 20 Rp. mehr), im Ausland Fr. 12.50 im Jahr und Fr. 6.50 im halben Jahr. Einzelhefte kosten 1 Fr.

Abonnemente können bei der Buchdruckerei Reutimann & Co., Zürich (Arbenzstrasse 20, Postcheck VIII 4071) und bei der Post aufgegeben werden.

Reklamationen sind bei der Druckerei anzubringen.

Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“: Präsident: **R. Lejeune**, Pfarrer, Zollikerstrasse 76, **Zürich 8.** Quästorin: Frau **A. Künzler-Giger in Flawil** (St. Gallen); Postcheck-Konto IX 3646.

Mit Beginn des Jahrganges 1927 ist die Administration der „Neuen Wege“ für Deutschland, Oesterreich, Finnland und die Tschechoslovakei vollständig an die Druckerei **Reutimann & Co.** in Zürich übergegangen. Die Abonnenten der genannten Länder sind gebeten, sich in administrativen Angelegenheiten ausschliesslich an die Druckerei Reutimann & Co. zu wenden. Hingegen können Zahlungen in Deutschland wie bisher an Herrn Studienrat Waldus Nestler, Parkteich 2, Leipzig N. 22, Postcheck-Konto Leipzig 62621, erfolgen.

Mit der Rückkehr normalerer Verhältnisse fallen die den Lesern in Deutschland, Oesterreich, Finnland und der Tschechoslovakei eingeräumten Preisvergünstigungen dahin. Der Abonnementspreis beträgt daher für das Ausland Schweizerfranken 12.50 (10 Goldmark).

Das Ostererdbeben.

Und siehe es geschah ein grosses Erdbeben. Denn ein Engel des Herrn vom Himmel herunter, kam herzu, wälzte den Stein weg und setzte sich darauf.
Ev. Matth. 28, 2.

1.

Ein schwerer Stein war auf das Grab Christi gewälzt worden. Die Kraft einiger Frauenhände konnte ihn unmöglich heben. Dieser Stein war aber nur ein Sinnbild des noch viel schwereren, der mit dem, was auf Golgotha geschehen war, sich auf alles Glauben und Hoffen der Jünger gesenkt hatte. Eine furchtbarere Niederlage des Guten und Göttlichen, einen vollkommeneren Sieg der vereinigten menschlichen, untermenschlichen und übermenschlichen Mächte des Bösen hat die Welt — wenn man bedenkt, was auf dem Spiele stand — weder vorher noch nachher gesehen. Sollte sich die Sache, die Jesus vertreten und damit das Herz seiner Jünger davon wieder erholen können? Unmöglich! Es blieb nur noch übrig, die Erinnerung daran heilig zu halten. Nur dieser letzte Rest des grossen Glaubens von vorher sprach das zagende Wort: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“

Aber siehe, der Stein war weggewälzt. Ein gewaltiges Erdbeben war geschehen. Dieses Erdbeben war verursacht durch den Engel Gottes, der seinen Fuss auf die Erde setzte. Dieses Erdbeben hat den Stein weggewälzt. Es liegt nun aber kein Toter mehr im Grabe, den man bloss noch endgültig einbalsamieren könnte: das Grab ist leer. „Er ist auferstanden.“ Es ist in der Tat ein ungeheures geschichtliches Erdbeben gewesen, das die auf Golgotha scheinbar so schmählich besiegte und erledigte Sache Jesu zur Auferstehung geführt, das Kreuz und das auf das Kreuz folgende offene Grab zur grossen Wende der Zeiten gemacht und dem geschlagenen, armselig versagenden Häuflein seiner Jünger den Sieg über eine Welt voll Pracht und Gewalt verliehen hat.

Dieses Erdbeben, das den Stein vom Grabe wälzt, ist das gewaltige Sinnbild der Art, wie der lebendige Gott in die Geschichte eingreift. Immer wieder geschieht es, dass die Mächte des Falschen und Widergöttlichen — zum Teil vielleicht erst nach und nach zu etwas Widergöttlichem gewordenen! — sich schwer anhäufen und erdrückend auf dem Leben der Menschen lasten. Alles Hoffen, Glauben und Lieben der Besten, alles leidenschaftliche Flehen der Frömmsten, alles bittere Leiden der Gerechten scheint nicht dagegen aufzukommen. Von Zeit zu Zeit kommen immer wieder Golgothatage, kommen unbegreifliche Siege des Schlechten, unbegreifliche Niederlagen des Guten. Not, Unrecht, Laster, Götzen- und Dämonenmächte, ungöttliche, unmenschliche Zustände aller Art erscheinen als unbe-

siegliches Fatum. Als ein bergehoher Stein von Hölle und Tod lasten sie auf dem Leben der Menschen, wuchten sie auf den Seelen der Glaubenden und Hoffenden. „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ Jede Menschenmacht steht als Ohnmacht da und spricht: „Unmöglich!“

Da steigt der Engel des Herrn herunter und es geschieht ein grosses Erdbeben, das den Stein von des Grabes Tür wälzt. Ein solches Erdbeben war, wie gesagt, der Eintritt der Sache Christi in die Welt. Er wälzte weg die Bergeslast von Schuld, Not und Tod, welche bisher auf einer trotz aller Erlösungsideen unerlösten Welt gelastet; er wälzte weg jenen wuchtenden Grabesstein, den Glauben an ein Fatum, das auf der Welt unentrinnbar laste und sie in den vorhandenen Ordnungen, also in Unrecht, Not, Sklaverei festhalte, und erschloss mit dem Glauben an den lebendig schaffenden Gott und sein Reich jenen lebendigen, glühenden Strom der Hoffnung, aus dem seither alle Revolutionen des Abendlandes und Morgenlandes erstanden sind, die tief herauf brechenden und die mehr an der Oberfläche sich vollziehenden. Dieses, wenn ich so sagen darf, grundlegende Erdbeben, das d e n Stein vom Leben der Menschheit gewälzt hat, wiederholte sich immer wieder in kleineren und grösseren Stössen, wenn das alte Schwergewicht sich wieder über dem geöffneten Grab zu sammeln schien und, was damit immer zusammentraf, die Zeit eines neuen Vorstosses in der Verwirklichung des Reiches Christi erfüllt war. Als die Christenheit um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts unter der Last des Widerspruchs zwischen der Wahrheit Christi und dem tatsächlichen Zustand des christlichen Wesens fast nicht mehr atmen konnte, da erfolgte der Stoss der Reformation, mit dem gewaltigen Strom von Leben, Freiheit und Wahrheit, von dem die folgenden Jahrhunderte lebten und aus dem auch die alte katholische Kirche sich erneuerte. Später wieder, als dieser Strom das ganze Erdreich der Welt genügend durchtränkt hatte, sodass neue Freiheit reif geworden war, die Völker aber unter dem Druck des Feudalismus und Absolutismus seufzten und ihn nicht mehr ertrugen, da geschah die französische Revolution, gewiss nicht unmittelbar aus der gleichen Tiefe brechend wie die Reformation und doch gewaltig befreiend und doch neues Leben und neue Freude schaffend. Und die russische Revolution, als Ganzes betrachtet: welcher Mensch, der auch nur Vera Figners Buch: „Nacht über Russland“ gelesen und unter dem fast nicht erträglichen Druck des Furchtbaren gestanden, das mit dem Zarismus auf einem ganzen Riesenvolke lastete, kann diese russische Revolution anders empfinden, denn als ein solches geschichtliches Erdbeben von ungeheurem Ausmass, als ein furchtbares Gottesgericht — solche Erdbeben sind ja immer auch Gericht! — und, trotz allem und allem, als die Abwälzung eines Steins von dem Grabe, in dem das

Leben dieses Volkes lag und als eine der Auferstehung geöffnete Pforte? Und der Sozialismus? Lag nicht das Proletariat einst auch in einem Todesbann, der fast unbezwinglich schien? Wer um die Mitte des letzten Jahrhunderts, oder besser noch in den zwanziger und dreissiger Jahren jene Arbeiterbevölkerungen sah, wie besonders der englische Industrialismus sie erzeugt hatte, von der Ueberlast einer Arbeit, die noch den Vierzehn- ja Sechszehnstundentag als normal kannte, und der nicht kleineren Ueberlast der Not in den Staub, nein, in den Schmutz gebeugt, im rohesten Genuss Trost für sein Elend suchend, leiblich und seelisch so verkommen, dass nur das Aussterben übrig schien, in diesem Elend nicht einmal mehr fähig, eine Rettung zu hoffen, zu wollen — der musste sich sagen, dass hier, menschlich gesprochen, keine Hoffnung sei. Aber es erfolgte ein Erdbeben, das Erdbeben des Sozialismus (im weitesten Sinne des Wortes) und mit ihm die Auferstehung des Proletariats. Und erleben wir heute nicht das, was vor wenigen Jahrzehnten noch viel unmöglicher schien: das Erwachen Asiens und Afrikas aus langem Todesschlaf, die Auferstehung verloren gegebener Völker, Rassen, Kulturen? Und ist das nicht alles Auferstehung Christi? Stammt die Kraft dieser Auferstehung nicht von ihm her? Sind es nicht seine Kräfte, ist es nicht seine Wahrheit, die darin aufbricht? Entsteht nicht, wo sein Fuss auftritt, stets das Erdbeben der Welt? Dürfen wir nicht sogar den Weltkrieg — als Gericht — ein solches Erdbeben nennen, das den Stein einer trügerischen Kultur, welche die Seele der Menschheit erdrückte, von dem Grab wälzte? Denn auch solche Ereignisse, die zunächst nicht positiver Art sind, die bloss umwerfen, die zunächst bloss Gerichte bedeuten, stammen doch aus den heiligen Ordnungen Gottes, der seiner nicht spotten lässt, sind also insofern auch Erdbeben, die Er wirkt. Sie wälzen den Stein von des Grabes Tür. Grösser, fast unvergleichlich grösser sind freilich jene andern, positiven Erhebungen der Geschichte, die unmittelbar neues Leben schaffen. Aber in beiden zeigt der lebendige und heilige Gott, dass Er regiert!

So brechen, wo die Menschen keine Hoffnung mehr sehen, immer wieder, ein Wunder, die Taten des lebendigen Gottes als rettende Erdbeben in die Geschichte ein.

Das Gleiche wie im grossen Leben der Welt erfahren wir in der Geschichte des einzelnen Menschen. Auch hier sammelt sich oft das Falsche, Veraltete, Verderbte zu einer Last an, die weggewälzt werden sollte, die wegzuwälzen aber die Kraft nicht reicht. Jahre, Jahrzehntelang zieht sich oft das Ringen eines Menschen gegen irgend ein Geschick, gegen irgend einen Widerstand, gegen irgend eine Schwäche, irgend ein Laster, irgend einen Bann, umsonst! Drükkende, unwahre Lagen ziehen sich hin, es zeigt sich kein Weg, trotz

allem Suchen, keine Tür, trotz allem Anklopfen. Verzweiflungsvoll ertönt aus den Schmerzen, den Enttäuschungen, den Niederlagen eines solchen Kampfes die Frage: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ Alles Kämpfen scheint umsonst, die Niederlage vollkommen. Aber siehe, da geschieht ein Erdbeben. Es ereignet sich etwas. Ein unerwarteter Stoss wirft das äussere oder innere Leben, oder auch beides zugleich, über den Haufen. Es kann ein grosses Leid sein, und so wir Menschen sind, wird es meistens dies sein müssen, es könnte aber auch ein grosses Glück sein und ist dies doch auch oft; es mag ein plötzlicher Zusammenbruch der Gesundheit, des Vermögens, der Stellung, der Ehre, des Glaubens sein, und wieder ist zu sagen: so wie wir Menschen sind, wird es meistens dies sein müssen, aber es könnte auch eine Erhebung des Lebens zu neuer Kraft und neuem Erfolg, ein Aufbrechen neuen, bessern Glaubens sein und ist dies doch auch oft; es kann ein schweres Gericht sein, und nochmals ist zu sagen, dass das, so wie wir Menschen sind, die Regel bilden wird, aber es könnte auch eine ebenso erschütternde Gnade sein und wird es doch wieder oft sein — es kann auch beides zugleich sein. Auf jeden Fall ist das die Art, wie mit Vorliebe beim Versagen aller Menschenhoffnung und Menschenhilfe der lebendige Gott in ein Leben erlösend eingreift. Es wird der Stein weggewälzt, den Menschenhände nicht zu heben vermochten. Eine Befreiung geschieht, die unmöglich schien; eine schwere Verblendung weicht, die aller Selbstprüfung trotzte; eine alte, unzerreissbar scheinende Kette fällt ab; eine fest verschlossene Pforte öffnet sich; ein neuer Weg wird sichtbar — Ostern ist geschehen.

So vollzieht sich das Walten des lebendigen Gottes und seines Christus in der Geschichte der Welt und in der unsrigen. Es vollzieht sich im Wunder. Denn was anders ist denn der letzte Sinn des Wunders, als dass es einen lebendigen Gott gibt, einen Gott, der ein Neues schaffen kann, der aus dem Nichts schaffen kann, der Tod in Leben, Verderben in Heil, Fluch in Segen schaffen kann?

Freilich nicht ohne dass der Mensch mitschafft: glaubend, hoffend, liebend, leidend, die Hände ausstreckend, sich zur Verfügung stellend. Wenn es auch ein Widerspruch scheint, so ist es doch so: das Erdbeben, das über alle Kraft des Menschen hinaus von Gott allein erzeugt werden kann, muss doch auch erzeugt werden von Menschen her, durch unsere Arbeit. Und es bleibt dabei: die Wunderkraft, die mehr als jede andere schliesslich den Stein hebt und Auferstehung schafft, ist das Leiden, das Leiden des „Gerechten“. Das Kreuz selbst öffnet das Grab, es allein!

2.

Als ein solches Erdbeben, vielleicht muss ich sagen: als die höchste Steigerung jedes Erdbebens der Geschichte, als das Erdbeben

der Erdbeben gleichsam, und damit als das Wunder der Wunder, muss auch das verstanden werden, was wir in engerem Sinne das offene Grab nennen mögen, sagen wir: der historische Bericht von der Auferstehung Christi am ersten Ostertag. Wenn man diesen nicht so versteht, wird man ihn nie wirklich verstehen.

Ich halte das, was in den Evangelien vom offenen Grab berichtet wird, durchaus für Tatsache. Allerlei Dunkelheiten, ja Widersprüche in der Ueberlieferung hindern mich daran nicht.[1]) Vom „Freisinn" und der radikalsten theologischen Kritik herkommend, bin ich längst zu einer völligen Sicherheit des Glaubens an dieses Wunder der Wunder gelangt. Aber nie wäre das mir möglich gewesen, nie wäre es mir jetzt möglich, und nie wäre es, meine ich, heutigen Menschen möglich, dieses Wunder der Wunder zu glauben, wenn es bloss als ein historischer Bericht zu uns käme und wenn das, was dieser meldet, bloss ein vereinzeltes historisches Ereignis wäre. Dann wäre es ewigem Zweifel ausgesetzt, dann erschiene es immer wieder, wie den ersten Jüngern anfänglich, als „Märlein" (Lukas 24, 11), dann hätte es auch sehr wenig zu bedeuten. Denn was könnte eine solche vereinzelte Geschichte uns sein? Nein, das Osterwunder des offenen Grabes Christi kann nur geglaubt werden und nur dann uns das sein, was es sein soll — Unendliches, Unsagbares! — wenn wir es als das Erdbeben der Erdbeben verstehen, vom lebendigen Gott in der Geschichte erzeugt, wenn wir es verstehen als eine Konzentration des Wunders, das er fortwährend tut. Er hat mit Christus seinen Fuss auf die Erde gesetzt im Sinne des: „Das Wort ward Fleisch" und damit das Erdbeben der Geschichte erzeugt, das seither nicht zur Ruhe gekommen ist und das nie mehr zur Ruhe kommen wird. Dieses Erdbeben, das Christus an sich ist, das sein ganzes Leben und Sterben ist, kommt in der Auferstehung zur letzten Steigerung. Hier wird der Stein endgültig abgewälzt vom Leben der Welt. Hier wird dem Tode die Macht genommen. Hier wird die Herrschaft des Bösen prinzipiell gebrochen. Hier wird die Pforte aller Siege aufgetan. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesus Christus, unsern Herrn."

Weil dem so ist, so besteht der Osterglaube in einer steten Wechselwirkung zweier Bewegungen. Wir müssen das Walten des Lebendigen in der Geschichte, auch der eigenen, verstehen lernen, müssen es besonders verstehen lernen, wie es in Jesus Christus hervor-

[1]) Es ist hochbedeutsam gewesen, dass ein Altmeister der historisch-kritischen neutestamentlichen Forschung, ein Vertreter des Liberalismus, Professor Heinrich Holtzmann, am Ende seiner Laufbahn erklärt hat, es gebe keine sicherere Tatsache als das offene Grab, von dem die Evangelien berichten.

tritt, von dem es heisst (Joh. 11, 25), er sei „die Auferstehung und das Leben". Dann erleben wir das Wunder. Denn noch einmal: das Wunder glauben heisst, in seinem echten Sinn, den lebendigen Gott glauben. Das ist Osterglaube, Auferstehungsglaube im weiteren Sinn. Von hier aus können wir dann das Osterwunder im engeren Sinne fassen. Das macht uns dann keine Schwierigkeit mehr. Es wird fast selbstverständlich. Es ist, in diesem Sinne, gar kein „Wunder" mehr, sondern das Natürlichste auf der Welt, nämlich das Selbstverständliche und Natürliche in der Welt des lebendigen Gottes, die wir kennen. Auch das ist ja ein Wunder: Dem, der nicht auf diesem Wege zum offenen Grab kommt, bleibt es verborgen. Es verschwindet hinter dem Dorngestrüpp historisch-kritischer und anderer Schwierigkeiten. Das ist auch ganz in der Ordnung. Denn noch einmal: was soll uns ein vereinzeltes historisches Faktum? Was soll uns ein historischer Bericht davon? Nur als das Erdbeben des lebendigen Gottes ist Ostern Tatsache, ist es selbstverständlich, ist es natürlich, ist es uns unermesslich wertvoll. Man kann Ostern nicht haben, ohne dass man einen wirklichen Gott hat und mit ihm wirklich lebt. Man kann Ostern nicht haben, wenn man nicht die Sache Gottes hat. Man kann Ostern nicht haben, ohne den Glauben an des lebendigen Gottes Reich. Der Osterglaube gehört durchaus zum Reichsglauben; der eine kann nicht ohne den andern bestehen. Mit Ostern bricht das Reich hervor in seiner Macht und Herrlichkeit. Es ist schwer — für mich unmöglich — an das Reich zu glauben ohne Ostern.

Wenn uns so der Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich zum offenen Grabe führt, so führt umgekehrt das offene Grab uns zu einer gewaltig erhöhten Kraft des Glaubens an den Lebendigen und sein Reich. Das ist die andere Bewegung, in der sich der Osterglauben vollzieht. Ostern wird uns eine Quelle der Siegeskraft und Siegeshoffnung ohnegleichen. Es ist uns Triumph über Hölle und Tod; es ist uns die geöffnete Pforte zu jedem Siege im Einzelnen, durch den es der erfüllten Wirklichkeit dieses Sieges entgegen geht. Es ist uns der fleischgewordene Sieg des lebendigen Gottes. Nun ist der Glaube an den Sieg des Guten nicht mehr eine blosse Idee, ein blosses Postulat, sondern eine Tatsache, eine gegenwärtige Kraft, das zentrale Ereignis der Geschichte; nun hat sich seine Gotteskraft sozusagen mit einer starken Erdkraft verbunden; das Gute wohnt als fleischgeworden allmächtig mitten unter uns. Es ist nun sozusagen als ewiges Erdbeben von Gott her in diese Welt der Not und des Todes hinein gesenkt, als ewige Sprengkraft gegen jeden Grabstein, der sie erdrücken will. Nun kann, in der Verbindung von Kreuz und offenem Grabe, keine zeitweilige Niederlage uns mehr zerbrechen. Es trägt uns die mitten in der Geschichte eingetretene Osterkraft des lebendigen Gottes.

3.

Der lebendige Gott greift durch Erdbeben in die Geschichte ein. Das darf gerade in diesen Tagen unser Trost sein. Wieder hat sich die Macht des Bösen auf Erden wuchtend angesammelt. Wieder stehen wir oft verzagt davor mit der Frage: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ Und wieder dürfen wir glauben, dass es im Erdbeben geschehen werde. Ein solches Erdbeben war, wie gesagt worden ist, sogar der Weltkrieg. Aber wir müssten wohl besser sagen: er war bloss der erste ungeheure Stoss eines Erdbebens, das weiter gehen wird. Wir erleben in unseren Tagen, nach dem politischen, ein sittliches Erdbeben. Mit vulkanischer Gewalt dringen sozusagen aus der tiefsten Hölle Schlammlavaströme des Lasters, der Torheit, der Schamlosigkeit hervor. „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren.“ Und noch fast gefährlicher als die Verschlammung ist die Versandung. Wir aber stehen beinahe ohnmächtig vor beiden. Widerstand scheint fast unmöglich. Wir erleben im Kampf dagegen Niederlage auf Niederlage.

Aber ist es nicht vielleicht doch so, dass auch in dieser Art von Erdbeben Christus auferstehen will? Drängen nicht hinter diesen Schlammlavaströmen der Verderbnis und Lüge lang verschüttete und verkannte Kräfte des Guten, der Wahrheit und Reinheit nach? Können nicht aus den vom Erdbeben eröffneten Tiefen die Heilquellen einer neuen Kraft des Guten strömen? Und kann davon nicht auch die Wüste aufgrünen? Winkt nicht am Ende dieser Stürme ein Ostern, ein neues Leben? Und sollen wir nicht inzwischen dazu mithelfen durch Glauben, Hoffen, Lieben — und vor allem durch Leiden? Eines Tages, im Kleinen und im Grossen, im Vorläufigen und im Endgültigen, geschieht das Wunder, ist der Stein weggewälzt, über Nacht. Es ist doch eigentlich immer so gegangen; es musste nur geglaubt, gekämpft, ausgeharrt, das Vertrauen nicht weggeworfen werden.

Das ist Ostern. Wir dürfen es glauben. Der Lebendige lebt.

L. Ragaz.

Unser Glaube und die Theologie.[1])

Wenn es Glauben gibt, dann ist er Antwort auf eine Frage, die aus dem Leben emporgestiegen ist und immer wieder aus ihm emporsteigt. Wer dem Leben nicht Treue hielte, wer das Leben nicht liebte, wer um seine Not nicht wüsste und darum nichts Le-

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen bildeten ein einleitendes Votum zu den Verhandlungen über „Unsern Glauben und die Theologie“, die wir letzten Herbst in Casoja hatten. Die Teilnehmer an jener Versammlung und die Redaktion wünschten dringend die Veröffentlichung. Der Verfasser hat diesem Wunsche ungern nachgegeben, da er sich der grossen

bensnotwendiges zu fragen, nichts zu bitten hätte, wie sollte dem eine Hoffnung, eine Verheissung, ein Glaube für dieses Leben geschenkt werden können! Es ist eine, nur immer eine und dieselbe Frage, um die es sich handelt. Wir müssen aus der ganzen wirren Welt menschlicher, willkürlicher, erdachter, künstlicher Fragen zu dieser einen, einfachen, kindlichen Frage uns wenden. Zu der einen Frage, die kein Mensch erdacht hat, die nicht nur irgendwelchen spezifisch dafür Veranlagten oder besonders Fortgeschrittenen in den Sinn gekommen ist. Es ist die Frage, welche eigentlich nicht der Mensch stellt, sondern die ganze Schöpfung, das Leben selbst. Es ist die Frage des Lebens nach dem Leben, die Frage, ob über dem Leben letztlich ein Ja oder ein Nein steht; eine Frage, die nicht nur auf dem Gesicht jedes Menschen, sondern auch auf dem Antlitz jeder Blume und jedes Tieres geschrieben steht. Sie steigt empor aus dem Zusammenprall des Lebensdranges mit den Mächten der Vernichtung. Sie liegt in der schwermütigen Todesahnung, welche über der Natur ausgebreitet ist. Nochmals sagen wir: Es ist nicht eine Frage, die nur der Mensch stellt, oder gar nur eine gewisse Art von Menschen. Sie geht durch die ganze Stufenleiter der Geschöpfe, vom niedrigsten bis zum höchsten; sie kehrt als dieselbe Frage wieder auf allen Stufen der Schöpfung; sie ist da in der dumpfen Traurigkeit und Unruhe so gut wie in dem erschütternd klaren Erkennen der Lage. Denn alle Geschöpfe sind gleich durch ihren heiligsten Besitz, das Leben, durch eine letzte Furcht, die Furcht vor der Vernichtung, durch eine letzte Sehnsucht, die Sehnsucht nach ihrem wahrhaften Leben. Diese Frage ist die Frage aller Religionen. — Aber sie ist keine religiöse Frage, denn wir können den doch irgendwie verengernden Ausdruck „religiös“ nicht wohl anwenden für diesen Schrei des Lebens selber, der aus allen Geschöpfen emporsteigt.

Allerdings ist nun der Mensch in einer besonderen Lage. Er kann sich, wenn auch nicht in seinem Sein so doch in seinem Bewusstsein aus der Solidarität der Schöpfung loslösen. Er ist immer noch wahr in seinem Sein, aber sein Bewusstsein verflicht ihn in eine Welt der Unwirklichkeit, des Scheines. Dann betreibt er dieses von seiner Existenz und von der Solidarität mit der Welt losgelöste Denken. Dann philosophiert und theologisiert er in einer Art, die keinerlei Verheissung hat, die immer im entscheidenden Moment ihr Ziel verfehlt. Er erörtert intellektuelle Fragen, die in keiner Weise

---

Mangelhaftigkeit seines (damals in Eile entstandenen) Votums bewusst sei. Gewiss wird der Leser bedenken, dass es sich nicht um mehr als ein „Votum“ handelt, dafür aber sicher dankbar sein.

Zu bemerken ist noch, dass der Aufsatz von Ragaz: „Theologie und Kirche“ schon vor jener Versammlung in Casoja entstanden ist. Wenn da und dort Ausführungen der beiden Verfasser sich decken, so ist es ein ganz spontanes Zusammentreffen. Die Red.

aus seinem Lebendigsten kommen. Er redet in einer hoffnungslos kühlen Art über Gott. Es ist keine Wahrheit darin; er kommt über Allgemeinheiten nicht hinaus. Aber Gott ist keine Allgemeinheit und sein Wort besteht nie in Allgemeinheiten.

Das Denken des Menschen bleibt in einem hoffnungslosen Zustand — bis der Mensch den Ruf vernimmt, dass er umkehren und wie ein Kind werden soll. Das Kind hat nur eine einzige Frage: das Leben; es will nichts anderes als leben. Umkehren heisst, dass wir mit unserem Bewusstsein zu unserem Sein zurückkehren sollen. Wenn wir denken wollen, dann sollen wir aus dem Leben heraus denken. Dann wird unser Denken kein Spekulieren sein, sondern Flehen und Aufschrei.

Es kommt darauf an, dass wir leben und wenn wir reden, als Lebendige reden, als solche, die das Leben erleiden, die über ihm jauchzen, die es lieben und voll Sehnsucht sind nach ganzer Erfüllung. Dieses Lebendigsein meinen wir nicht in einem idealisierenden Sinne. Wir meinen nicht irgend ein gesteigertes Menschentum. Lebendig sein, schliesslich ein schwacher Mensch sein, ein leerer, armer, toter Mensch, aber das wirklich s e i n, es auch im Bewusstsein sein. „Selig sind die, welche arm sind in ihrem Bewusstsein," heisst die erste Seligpreisung Christi. — Wir meinen dieses Lebendigsein auch nicht in einem aristokratischen Sinne; etwa so, dass es das Vorrecht einer bestimmten Veranlagung wäre, das Vorrecht sogenannter religiöser Naturen. Es handelt sich nicht um ein höheres Ahnungsvermögen, ein Organ von irgendwelcher höherer Sensibilität, das sich zur Wahrnehmung höherer Welten eignete. Noch einmal sagen wir: es handelt sich um das Lebendigsein, das auch die Blume hat. Aus diesem Lebendigsein ringt sich der Schrei empor, der an das Ohr Gottes dringt — während die Gedanken und Fragen des aus der Solidarität mit der Schöpfung herausgefallenen Menschen wie leerer Rauch emporsteigen.

Gott liebt nur das Leben. Wenn wir so sagen dürfen: Gott interessiert sich nur für das Leben. Sei es wie es wolle, schwach, elend, sündig — wenn es nur i s t, wenn es nur aufrichtig ist. Und aufrichtig sein heisst für uns Menschen immer dies: mit unserem Bewusstsein täglich, stündlich zu unserem Sein zurückkehren und zur Solidarität mit der Schöpfung. Nur das ist Leben. Alles andere ist Geschwätz. Irgendwo aber steht, dass wir unsere Jahre zubringen wie ein Geschwätz.

Wird dieses Aufrichtigsein nicht zu falscher Selbstzufriedenheit, zu einem zu Unrecht mit sich selbst geschlossenen Frieden führen? Wir glauben, dass Aufrichtigkeit eines Menschen nie in Sattheit enden wird. Hingegen ist es eine zwar paradoxe, aber nichtsdestoweniger unbestreitbare Tatsache, dass fiktiver, vom Leben losgelöster Gedankenbesitz satt macht, falsch beruhigt, betäubt, narkoti-

siert. Wohl einfach darum, weil der Mensch dann mit Recht das selbstzufriedene Gefühl hat, dass seine Spekulationen, sein vom Leben losgelöstes gedankliches Produzieren seine eigene Leistung sei. Das erfüllt ihn mit Hochmut — und der Hochmut ist nun einmal eines der „nährendsten Gerichte beim Fest des Lebens", des fiktiven Lebens. Aufrichtig sein, das wirkliche Leben erleiden und nicht in einem fiktiven Dasein sich verloren haben, das heisst: um seine Not wissen, um seinen Abfall, um sein unerfülltes, gehemmtes, gebrochenes und bedrängtes Leben wissen; das heisst: um die Bedrängnis und den Abfall der Welt wissen. Und dann heisst es: jene eine Frage erheben, welche die Frage der Schöpfung an den Schöpfer ist, die Frage nach seiner Hilfe. Es ist die notvolle Frage, ob denn alles zum Zugrundegehen, zur Verdammnis, zum Verlorensein, zum Nichtsein bestimmt ist, oder ob es eine Hoffnung gibt auf ein schliessliches Gehaltensein, auf eine Erlösung. Der aufrichtige, der aus der hellen Erkenntnis seiner Lage heraus fragende Mensch wird aber wissen, wenn er nach Hilfe und Erlösung fragt, dass er nach Erbarmen, nach Vergebung, nach Gnade fragt, denn er weiss, dass er selbst sich an den Tod dahingegeben, dass er selbst sich verneint hat, indem er den andern verneinte, das Ich dem Du entgegensetzte, indem er gehasst und sich losgelöst hat aus dem Zusammenhang des Lebens. Er weiss deshalb, dass wenn das eherne Gesetz von Saat und Ernte ablaufen muss, ihn nichts erwarten kann als der Tod. Er weiss, dass er nach einer alles übersteigenden Gnade fragt, wenn er nach jener Hoffnung fragt, dass das Ende der Lobgesang der Erlösten sein werde, in den alle, ausnahmslos alle, miteinstimmen.

Gibt es eine Antwort auf diese Frage, auf diesen Schrei der Schöpfung? Es fällt uns schwer, von dieser Antwort zu reden, denn es ist uns, als müssten wir dadurch, dass wir von ihr reden, in eine Sphäre hinübertreten, wo uns die Einigkeit mit allen Menschen, — Glaubenden und Nicht-Glaubenden, ja mit der ganzen lebendigen Schöpfung wieder zerbricht. Dass nun jene tragische Scheidung eintreten muss, die Scheidung in solche, die um diese Antwort wissen und solche, die nicht darum wissen, das ist schmerzlich. Aber ist dem wirklich so? Muss es so sein? Müssen zwei verschmachtende Wüstenwanderer deshalb in Zwietracht geraten, weil der eine um die nahe Quelle weiss? Wenn jenes Wissen um die Antwort trennend wirkt, dann haben wir eine bereits gestörte Situation, dann ist schon irgend ein Gift hineingekommen.

Wir sehen dieses Gift in dem Gefühl des Besitzes. Besitz ist in göttlichen Dingen eine noch viel fragwürdigere Sache als in materiellen. Wo Besitz ist, da geht es ohne Zerstörung der Gemeinschaft und ohne Hochmut nicht ab. Aber das Gefühl des Besitzes ist in der Sache, um die es sich handelt, schon der ganze Abfall. Es

gibt kaum etwas Zweites, das so deutlich im Evangelium steht wie dies, dass der geistlich Besitzende keine Verheissung hat. Diese Sache, die grosse Antwort Gottes auf den Hilferuf des Menschen, diese Antwort, die wir Christus heissen — um es mit einem Wort zu sagen — wehrt sich auf die radikalste Art gegen das Inbesitzgenommenwerden. Christus, entzieht sich denen, die durch ihn geistlich reich werden wollen. Er geht davon und lässt diese Reichen allein mit ihren prunkenden Schätzen. Was sie besitzen, das ist nicht Er, es ist Theologie.

Zum Begriff des Besitzes gehören zwei Faktoren: die Sicherheit und die Privatheit. Gerade diese beiden Elemente sind gänzlich unmöglich in dem Verhältnis des Menschen zu Christus. Es gibt keine Sicherheit, keine Ruhe. Niemals hört auf das Anklopfen, das Bitten, das Rufen und Schreien. Immer wieder werden wir arm, verlassen, elend sein; immer wieder wird auch das Dunkel der Weltnot über uns zusammenschlagen. Es gibt kein immer fröhliches Gerettetsein. Wenn uns aber frohes, starkes, lichtes Leben zuteil wird, wenn Erlösungen über diese Welt kommen, dann erfüllt uns die demütige Dankbarkeit dessen, dem der brennende Durst gelöscht, der vor dem Verschmachten knapp gerettet wurde — aber nicht die hochmütige Sattheit dessen, der einen ganzen Keller voll gefüllter Fässer in seinem Besitz weiss.

Und das andere: Christus, die Gottes-Antwort auf den Hilferuf der Welt, ist deshalb niemals Besitz, weil er ja immer ebensogut dem andern gehört, dem, der nichts von ihm weiss. Wer ihn hat, hat ihn sofort nicht mehr, wenn er ihn nicht auch für die andern hat. Nirgends in unserer Zeit ist diese Wahrheit leuchtender lebendig gewesen als in den Blumhardt. Wenn es etwas gibt, das einem Menschen in die Hände gegeben wird, dann ist es dies, dass er priesterlich für die andern eintritt. Und endlich: wo bleibt das hochmütige Besitzen, wenn das Haben der Antwort zu einem Leiden wird?

Und etwas Anderes ist zu sagen. Niemals könnte uns Christus t r e n n e n, wenn wirklich Er es ist, der uns erschienen ist. Es ist in ihm eine Schöpfungsgrösse und Weite, die mit unsern Engigkeiten nichts gemein hat. Die Schöpfung erhebt ihren Hilferuf, und die Antwort darauf muss schöpfungsgross sein. Das ist Christus; er ist das Wort, das Gott gesprochen hat. Wir können es ja nicht sagen; wir können nur das Negative sagen, dass alles, was eng, klein, begrenzt, was nicht umfassende Liebe, abgrundtiefes Erbarmen, letzte Leidensbereitschaft ist — dass das nicht Christus ist. Wir können nur sagen: wenn ihr die Religion verwerft um ihrer Engigkeit willen, so tut ihr wohl daran, ihr habt nicht Christus verworfen. Wenn ihr die Kirche verwerft in ihrem Richten und Verdammen, dann tut ihr wohl daran, ihr habt nicht Christus verworfen; er verwirft sie auch und sie verwirft ihn. Wenn ihr niemanden

ausgeschlossen wissen wollt, keinen Sünder, keinen Armen, keinen zertretenen Menschen, dann habt ihr Christus verstanden. Wenn ihr Menschen seid, wenn ihr das Menschliche sucht und euch abwendet von allem, was die schlichteste Menschlichkeit durch selbstgerechte, hochmütig geschraubte Lebensformen verdrängen will, dann werdet ihr in Christus den Menschen finden. Es ist etwas von dem Grossen, das uns „Religiös-Sozial" gegeben hat, dass es uns Christus losgelöst aus der tötlichen Engigkeit des Christentums gezeigt hat.

Und nun müssen wir nochmals zurückgehen zu der Frage des geistlichen Besitzes. Gottes Wort ist immer Antwort, Antwort auf die aus der Not des Lebens herausgerufene Frage. Darum gibt es eigentlich kein Wort Gottes, das uns jederzeit und überall zur Verfügung steht. Das Wort Gottes ist nicht in unsere Macht gegeben. Aber es ist nicht fern von einem jeden unter uns. „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen." „Wer anklopft, dem wird aufgetan werden." Hier nun möchten wir endlich, direkter als wir es bisher getan haben, auf die Theologie eintreten. In aller echten und ernsten Theologie lebt ein leidenschaftlicher Wille, das wirklich gehörte Wort Gottes zu verstehen. In diesem Sinne möchten wir nicht bestreiten, dass der Apostel Paulus Theologie getrieben hat mit seinem leidenschaftlichen Nachdenken über das Wort Gottes, das zu ihm gekommen war und immer wieder kam in Christus, in der Gnade, die ihm zuteil wurde, im Kreuz, in dem er die Sünde und das Erbarmen zugleich begriff. Die Briefe des Paulus sind von theologischem Nachdenken erfüllt. Dennoch möchten wir den Apostel nicht mit dem belasteten Namen des Theologen belegen — und wir möchten auch nicht über die Theologen einen Glanz und eine Rechtfertigung verbreiten, die sie nicht verdienen, indem wir den Apostel in ihre Reihen stellen. Die theologische Arbeit ist sicherlich nicht sinnlos — aber sie ist voll grösster Gefahr. Sie muss dieser Gefahr nicht unausweichlich erliegen; sie wird ihr umso sicherer erliegen, je weniger sie ihrer bewusst ist. Es ist von der Theologie ein furchtbares Werk getan worden. Es ist so viel Tod von ihr ausgegangen, so viel Verbrechen gegen keimendes Leben verübt worden, so viel Verhöhnung des Göttlichen, so viel Marter Christi. Der Zorn über sie kann nicht leidenschaftlich genug sein. Allerdings darf es nicht unser Zorn sein. Wir dürfen weder uns mit der guten noch andere mit dieser schlimmen Sache identifizieren. Die Theologie ist die Gefahr, die uns allen droht.

Es handelt sich in erster Linie um die Gefahr des Inbesitznehmens. Das Wort Gottes kann niemandes Besitz sein, denn es ist die Antwort auf lebendiges Suchen, auf ein Suchen aus der Tiefe und Not des Lebens heraus, und nicht auf ein Suchen aus dem Intellekt. Aber das in theologische Begriffe umgewandelte Wort

kann sehr wohl Besitz werden, denn Begriffe können durch den Intellekt angeeignet werden. So kann ich mir die paulinische Theologie aneignen, ohne eine Ahnung von den Erschütterungen und Seligkeiten jenes Mannes zu haben; so kann ich mir die reformatorische Theologie aneignen, ohne etwas vom Geist der Reformatoren, also von reformatorischem Geist zu haben. Die Theologie wird dann zu einem frevelhaften In-den-Himmelgreifen und Herunterzerren der Dinge, die nicht dem Intellekt, nicht den Weisen und Klugen, sondern den von ganzem Herzen Suchenden und den Kindern verheissen sind. Und dann kommen alle die Laster, die mit dem geistlichen Besitzen verbunden sind, an uns. Wir werden hochmütig. Wir sind im Besitze tiefer Glaubenswahrheiten und werden diejenigen, die unsere Tiefe nicht erreicht haben, mit einer bald mitleidigen, bald bösartigen Verachtung behandeln. Wir werden uns mit hämischer Freude auf diese armen Leute stürzen, die etwa von der Tiefe der Sünde nicht in ganz so adäquaten Begriffen reden, wie wir es tun. Worte werden heilig gesprochen, Worte werden verketzert. Wo die richtigen Worte fallen, da ist der rechte Glaube, und auch den Unglauben meint man an seinen Stichworten erkennen zu können. Wir werden auf dieser schlimmen Bahn immer weiter abwärts geraten. Wir werden die Wahrhaftigkeit einbüssen. Wir werden unsern Opfern auch ihre guten Worte missdeuten. Wir haben nicht die Liebe, welche nichts zum Argen deutet; wir werden ihnen Torheiten unterschieben. Es ist wirklich erstaunlich, dass auch feine Menschen, wenn sie einmal von diesem Bewusstsein geistlichen Besitzes erfüllt sind, gegen die einfache Wahrhaftigkeit sich zu verfehlen beginnen. So kommen dann jene ebenso einfältigen wie boshaften Missdeutungen zustande, mit denen man die ernste und tiefe Ueberzeugung anderer der Lächerlichkeit preisgibt. Wir wollen um der Objektivität willen kein allzu nahes Beispiel nehmen. T o l s t o i ist einer von denen, welche diese Art theologischer Behandlung zu erfahren haben. Ich weiss nicht, ob es Ihnen bekannt ist, dass Tolstoi für die Theologie erledigt ist. Die Welt ist nicht mit ihm fertig geworden, aber die Theologie. Wohl verstanden, wir nehmen es der Theologie nicht übel, wenn sie gewisse Begriffe Tolstois, s e i n e Theologie ablehnt, aber das Furchtbare ist, dass damit Tolstoi für sie erledigt ist, d. h. aber nicht weniger als dass damit ein Wort Gottes, das in Tolstoi uns gesagt ist, abgetan ist. Oder ist Tolstoi nur darum kein Prophet, weil er Vieles in unzulänglichen, rationalistischen Begriffen ausgedrückt hat? Sicherlich steht Tolstoi der Theologie der Reformatoren fern, sehr viel ferner als die heute herrschende Theologie. Aber ist es eine Frage, wo mehr reformatorischer Geist, Geist der Reformation, aufgeflammt ist, in Tolstoi oder in der herrschenden Theologie. Für uns ist es keine Frage. Die grösste Gefahr, die Tragik auch der besten Theologie liegt in der

ihr beständig naheliegenden Verkennung des wirklich Lebendigen. Es scheint, dass die Adäquatheit der Begriffe bei Gott selbst — wenn wir so reden dürfen — nicht so hoch eingeschätzt wird wie der Intellekt es tut. Sicherlich sollen wir, wenn wir einmal reden müssen, versuchen, recht zu reden, das zu sagen, was wir eigentlich sagen wollen und nicht etwas anderes. Aber bei diesem Jagen nach den besten Begriffen vergessen wir leicht, dass die erste Sorge unser Leben sein muss und nicht unser Denken, denn nur das lebendige Leben vermag die eine Frage zu stellen, auf welche die Wahrheit selbst Antwort gibt. Ob wir Glauben haben oder nicht, das hängt von der Aufrichtigkeit unseres Seins ab, aber nicht im geringsten davon, ob wir die Begriffe Glauben und Optimismus begrifflich scharf auseinander halten. Es ist sicher begrifflich falsch, von Optimismus zu reden, wenn man Glauben meint, und doch finden wir Leute, die das Wort Optimismus gebrauchen für ihren Glauben, der die „im Fegfeuer der Verzweiflung" erreichte Läuterung und Tiefe hat. In was für Schuld, Verkennung des Lebendigen, geraten wir dann, wenn wir solchen Menschen um eines Wortes willen den Glauben absprechen. „Wer zu seinem Bruder sagt: du Gottloser, der ist des höllischen Feuers schuldig."

Noch ein anderes, dem Besitz anhaftendes Laster droht sich einzuschleichen bei denen, die durch Theologie geistlich Besitzende geworden sind. Sie haben kein wirkliches Bedürfnis nach Gemeinschaft, sondern ein viel stärkeres nach Alleinbesitz. Darum die immer neuen Spaltungen, Abgrenzungen, Trennungen. Darum das Wuchern all des menschlichen Unkrautes auf diesem Boden, des Geltungswillens, des Machttriebes. Wir sind uns der Heftigkeit dieser Vorwürfe bewusst. Wir haben sie nicht zuletzt auch gegen uns selber zu richten. Aber diese und noch viel grössere Heftigkeit ist gerechtfertigt um des Unheils willen, das diese Art anrichtet mit Antastung von Lebendigem und Zerstörung von Bruderschaft, mit Sünde gegen Gott und gegen den Bruder.

Von einer zentralsten Gefahr der Theologie können wir nur noch hinweisend reden. Die Theologie wird sich Gottes und seiner Sache zu bemächtigen versuchen, indem sie sich mit immer allgemeineren Begriffen seinem Geheimnis nähert. Sie wird vom Absoluten, vom Letzten und Ganzandern reden. Dieses Entleeren der Begriffe führt aber tragischerweise in einem ganz andern Sinne zu einer grossen Leere. Und von hier aus erfolgt dann wieder eine lebensfeindliche Wendung: die Entwertung des Relativen. Göttliche Absolutheit entwertet das Relative nie, theologische Absolutheit immer. Nur das theologisch Ewige geht erhaben an dem Zeitlichen vorüber, das göttlich Ewige geht in die Zeitlichkeit ein. Gott will uns in dieser Welt, im Relativen begegnen. Das ist der Sinn des Kommens Christi „ins Fleisch". Er kommt in dem demütigen Gewande der Zeitlich-

keit und verhüllt sich darin. Um dieser Verhüllung willen gibt es kein Besitzen Christi. Das wird hier noch einmal klar. Wir stehen immer wieder in der gefährlichen Prüfung, ob wir ihn in seinen wechselnden Verhüllungen erkennen, das heisst, ob wir das haben, was die Evangelien Glauben nennen. Wir stehen immer in der Gefahr, uns an ihm zu vergreifen, ihn zu verhöhnen. Die Möglichkeit ist nie ausgeschlossen, dass wir mit unseren christlichen Kulten, mit unseren Formen der Christusverehrung den Dienst vor einem leeren Tabernakel verrichten.

Alles Begriffliche, so auch das Theologische, strebt nach einer gewissen Zeitlosigkeit, das Göttliche aber flieht diese Art Ewigkeit und erscheint immer nur in der Zeit, im Jetzt und Heute. Wir müssen Christus jetzt erkennen und heute seine Stimme hören. Er ist in der Bibel, aber wir werden ihn dort nicht finden, wenn wir ihn nicht vorher oder gleichzeitig im Leben des Heute gefunden haben. In der Bibel ist Gottes Wort, aber es ist darin verborgen, und nur wer Ohren hat, zu hören, wird es hören. Wir stehen unter dem Eindruck des grossen Nichthörens der Christenheit. Wir stehen unter dem Eindruck des schriftgelehrten Bibelgebrauchs von Einst und Jetzt, der vor allem in der Kunst besteht, „die geraden Wege des Herrn krumm zu machen", um mit Paulus zu reden. Darum ist Hören des Wortes Gottes wohl etwas sehr anderes, als ein Hören von Predigten über Bibeltexte. Aber wo das lebendige Hören des heute zu uns gesprochenen Wortes Gottes ist, da wird auch die Bibel wieder ihre ganze schöpferische Gottesfülle enthüllen.

Gott ist ein lebendiger Gott und er kann darum nur dem Lebendigen begegnen, dem, der sein und seiner Brüder Leben wirklich erlebt, erleidet und sich keinen Täuschungen hingibt. Er wird ein Fragender, ein Rufender, ein sich Sehnender, ein gespannt Wartender werden. Es gibt nur diese eine Hoffnung, dass wir zu leben beginnen, indem wir unser eigenes Leben ohne alle Selbsttäuschung leben und gleichzeitig dem Leben unserer Brüder immer näher kommen — in konkretester Weise. Dann werden wir rufen. — Und dann werden wir der Antwort gewürdigt werden.

Paul Trautvetter.

Stimmen

Der „Tiger" und das Christentum.

I.

Man stellt sich unter dem „Tiger" zumeist einen Menschen vor, der rücksichtslos die nächsten realen Zwecke dieser Erde verfolgt. Dass er auch eine andere Seite hatte, entnehmen wir der Veröffentlichung „Clémen-

ceau intime", wo folgende Aeusserungen Clemenceau's von weiterem Interesse sind:

„Die Theorien des armen Fischers vom See Genezareth waren eine Bombe, die die Welt zerstören sollte, aber die Leiter der Kirche, die viel eher Realisten als Mystiker waren, haben schleunigst dieses bedrohliche Instrument ertränkt. Sie haben seine Gedanken, die aus dem revolutionären Geist des wilden Judäa hervorgingen, verwässert mit einer Theologie, die aus dem subtilen Gehirn der Griechen hervorgegangen ist. In der Geschicklichkeit, Gegensätze zu versöhnen, haben sie das christliche Dogma mit der politischen und sozialen Organisation des römischen Reiches verbunden, das der tötliche Feind des Christentums war. Der Rahmen des Reiches ist der der Kirche geworden, und diese hat sich zu einer grossen konservativen Macht verwandelt.

Gibt es zwischen dem Christentum Jesu und demjenigen Louis XIV. noch eine andere Gemeinschaft, als der blosse Namen? Leider ist heute die Geistlichkeit eher mit Louis XIV. einverstanden, als mit dem Nazarener.

Das Christentum war trotzdem in einer gewissen Hinsicht reformatorisch. Die Reformation ist eine der grossen Etappen der Befreiung des menschlichen Geistes und sogar der Befreiung der Völker. Bei den Protestanten ist die Idee der politischen Freiheit entstanden."

II.

Einen tiefen Blick in die Seele des unbekannten „Tigers", der als schroffer Feind der Religiösen galt, gibt auch sein nachstehender Artikel in „La Dépêche" aus der Zeit des Dreyfusshandels. (1900.)

„Habe Geduld an Deinem Kreuze, Bruder!

Nichts hindert Christus, sich in der Menschheit zu verwirklichen. Es scheint aber doch; denn seit die Liebe auf allen Kreuzwegen gepredigt wird, gab es nie soviel Hass, soviel Gewalt, soviel vergossenes Blut wegen leerer Worte. Was hast Du gemacht, göttlicher Träumer von Galiläa? Wenn Du in Deiner Niederlage und Deiner Schande unter der Dornenkrone geblieben wärest, gebunden, geschlagen, angespieen, könnten wir an Deine göttliche Mission glauben und könnten Deinen Tag in Hoffnung erwarten. Aber heute, wo Du triumphierst, Unglücklicher, da man Dich beurteilen muss nicht nach Worten, sondern nach Werken! Wo bist Du? Was machst Du? Ich höre nur Deinen Namen. Ich sehe nur Deinen Ruhm. Und in Deinem Namen fahren Hass und Gewalt weiter fort zu wüten.

Im Glanz Deines Ruhmes lebt alles Böse der Vergangenheit wieder auf, grausamer als je. O Wunder der menschlichen Seele! Was für ein Gift barbarischer Vorfahren fliesst doch noch in unseren Adern! Die Worte sind anders, die Taten bleiben dieselben. Ueberall hören wir den Schrei: Seid gut! Und sofort nachher stürzen sich diese Prediger der Güte mit Wut aufeinander. Wenn diese Wahnsinnigen Dir wenigstens die Ehre angetan hätten, Deine Worte zu entstellen, Deine Reden zu fälschen! Aber nein. Sie lesen alle Tage auf der Kanzel Dein Evangelium, wie es gegeben wurde. Die Menge hört andächtig zu und verwechselt den feierlichen Prunk des Ritus mit der erlösenden Tat. — Ist das Deine Schuld? Nein! Du hast gesprochen. Du hast gehandelt. Du hast Dein Leben gegeben. Aber die Menschen folgen langsam. Die grossen Worte entflammen sie zu einem schönen Eifer, aber die Begeisterung hält ermüdet an vor der Tat.

Habe Geduld an Deinem Kreuze, Bruder! Tausend Jahre sind nur wie ein Tag. Du musst offenbar einen neuen Anlauf nehmen!"

Georges Clémenceau.

Die furchtbare Hungersnot in China.[1])

I. Die Tatsachen.

Seit dem Herbst 1927 herrscht in China eine furchtbare Hungersnot. Zuerst waren nur die Provinzen Schantung und Chili betroffen, ein Gebiet, in dem 60 Millionen Menschen wohnen. In Schantung hatten im Herbst 1927 neun Millionen Menschen zur Ernährung schon nichts anderes als Gras, Baumrinden und Wurzeln, vier Millionen waren in alleräusserster Not, zwei Millionen sind im Winter 1927/28 am Hunger und an Krankheiten, durch die die völlig Erschöpften hingerafft wurden, gestorben. Zwei Millionen Menschen vermochten 1927 der Not dadurch zu entrinnen, dass sie in die Mandschurei auswanderten. Ein grosser Teil dieser Auswanderer ist den Strapazen erlegen, ehe sie in den fruchtbaren, aber noch ganz öden Steppen der Mandschurei ein neues Leben aufbauen konnten.

In den Jahren 1928 und 1929 hat sich die Hungersnot auch auf die Provinzen Suiyuan, Kansu, Schensi, Honan, Charkar und Schansi ausgedehnt. Die Zahl der in äusserster Not befindlichen Menschen stieg auf rund 50 Millionen. Anfang 1929 erklärte der chinesische Minister des Innern: „21 Millionen Menschen stehen in China vor dem Verhungern." Der Präsident des Internationalen Missions-Ausschusses, der bekannte Amerikaner Dr. John Mott, erklärte im März 1930 auf Grund sorgfältiger Erhebungen in China: „12 Millionen Menschen haben bis heute bereits durch den Hunger und die mit der Hungersnot verbundenen Krankheiten ihr Leben verloren" (seit 1927). Die „Chinese International Famine Relief Commission" (Die chinesische Internationale Hungersnot-Hilfs-Kommission), die aus Ausländern und Chinesen besteht, hat im März 1930 erklärt: „Die schlimmste Not besteht heute noch unverändert fort in Schansi, Honan, Schensi und Kansu. Auch in den andern vorher hart betroffenen Gebieten herrscht noch grosse Not, aber da beginnt die Lage sich ein wenig zu bessern. Aber in Schansi, Honan, Schensi und Kansu ist die Lage so verzweifelt, dass noch viele Millionen Menschen rettungslos dem Tode verfallen sind, wenn nicht schnelle Hilfe erfolgt. In Schensi sind im Jahre 1929 zwei Millionen Men-

[1]) Der Verfasser dieses Artikels kam als Direktor der evangelischen Ostasien-Mission dadurch mit der Frage der Hungersnot in Berührung, dass eine der Stationen der Ostasien-Mission (Berlin W. 57, Pallasstrasse 8/9) in dem Hungersnotgebiet der Provinz Schantung liegt. Siehe den Bericht von Dr. med. Haensel auf Seite 180. So verschaffte er sich in den letzten zwei Jahren das beste Material über die Hungersnot. Auf Grund desselben ist dieser Artikel verfasst worden.

schen Hungers gestorben. Bis zum Juni 1930 rechnet man dort mit dem Sterben von weiteren zwei Millionen, wenn nicht schleunigst grosse Mengen von Nahrungsmitteln dieser Provinz zugeführt werden." Dass das bei den schlechten Verkehrsverhältnissen ausreichend geschehen wird, und dass die nötigen Geldmittel zur Verfügung stehen werden, ist kaum zu hoffen. Genau so traurig steht es um die andern Provinzen. Dies sind die entsetzlich traurigen Tatsachen, die ohne jede Uebertreibung vor uns stehen. Die Lage ist eher noch schlimmer als diese sorgfältig ermittelten Tatsachen sie erscheinen lassen.

II. Die Ursachen der Hungersnot.

1. China hat seit alten Zeiten immer wieder unter furchtbaren Hungersnöten zu leiden. Nach den chinesischen Geschichtswerken hat seit dem 16. Jahrhundert im Durchschnitt alle zwanzig Jahre eine grosse Hungersnot Millionen Menschen hingerafft. Im Jahre 1878 fanden nach den Feststellungen der damals in China lebenden Europäer acht Millionen Menschen den Tod durch Verhungern. In den letzten 30 Jahren haben etwa alle fünf Jahre schwere Hungersnöte in China geherrscht. Aber keine war so schwer und so umfassend wie die jetzt seit 1927 hereingebrochene Hungersnot, die schon im vierten Jahr fortbesteht.

2. Die Hauptursache aller Hungersnöte in China liegt in dem ungleichmässigen Klima Mittel- und Nord-Chinas. Es gibt Jahre, in denen es im Sommer, wenn es stark regnen müsste, lange Wochen so trocken ist, dass die Saat auf den Feldern buchstäblich verdorrt. In solchen Jahren fällt manchmal Monate lang kein Tropfen Regen. Dabei herrscht eine dauernde Hitze bis zirka 46—50 Grad Celsius im Schatten. Auch die Herbste sind dann so trocken, dass die neu gesäte Wintersaat einfach nicht aufgeht. Solche Zeiten der vernichtenden Trockenheit, die mehrere Jahre hintereinander herrschten, sind die Hauptursache der jetzigen Hungersnot. Nach dem Urteil von Sachverständigen könnte nur eine umfassende Aufforstung des ganz waldlosen Landes in Nord- und Mittelchina die klimatischen Verhältnisse verbessern und besonders die Niederschläge vermehren. Aber wie soll dies Riesenwerk schnell geschehen?

3. Eine zweite Ursache der Hungersnöte sind die sehr häufig eintretenden grossen Ueberschwemmungen des weiten, ganz flachen Landes. Die grossen Ströme Chinas lassen sich kaum durch Deiche in Bann halten. Der Hoangho hat viermal in der neueren Zeit alle Deiche durchbrochen. Seine ungeheuren Wassermassen haben sich einfach ein neues Bett gesucht. Der Unterlauf des Hoangho hat dabei seine Mündung bis zu neunhundert Kilometern südlich, beziehungsweise nördlich verlegt. Riesige Lössmassen (gelber, staubfeiner Lehm) werden mit den Wassern aus dem Oberlauf herabgespült.

Diese Flüsse auszubaggern, ist fast unmöglich. Tritt nun in den Bergen Schneeschmelze ein, oder folgen nach einer Zeit der Dürre Wochen dauernden, wolkenbruchstarken Regens, so brechen die Deiche, und Gebiete grösser als die Schweiz werden völlig überschwemmt. Im Jahre 1926 wurden in Schantung 1200 Dörfer und Städte durch eine solche Ueberschwemmung vernichtet. Viele Tausende kamen in den Fluten um, die Aecker waren verschlammt. Eine entsetzliche Not setzte ein. Gegen diese Ueberschwemmungen gibt es heute tatsächlich keine Hilfe. Erwähnt sei noch, dass auch Heuschreckenschwärme oft unermesslichen Schaden anrichten.

4. Ein dritter Grund, der jede Hilfsaktion bis heute stark erschwert, sind die riesigen Grössenverhältnisse Chinas und der Mangel an modernen Verkehrsmitteln. Auch heute haben von den 18 Provinzen Chinas nur einige unter der Hungersnot zu leiden. Die anderen haben teils ausreichende Lebensmittel, teils sogar Ueberfluss. Aber wie soll man diese Lebensmittel den Hungergebieten zuführen? Die Provinz Chili umfasst 300 000 qkm, Schansi 212 000, Schensi 195 000, Schantung 145 000, Honan 176 000, Kansu 325 000 qkm! Das einzige Verkehrs- und Transportmittel sind Maultierkarren oder von Menschen geschobene Karren. Wie soll man, da die Wege oder Pfade meist sehr schlecht sind, mit solchen Karren auf so grosse Entfernungen grosse Mengen Lebensmittel befördern? Die ganz wenigen Eisenbahnen aber fallen dabei nicht ins Gewicht.

5. Diese Eisenbahnen kommen bei der jetzigen Hungersnot überhaupt nicht in Betracht. Denn sie sind fast dauernd lahmgelegt durch die unaufhörlichen Bürgerkriege, die seit 1912, seit dem Sturz des Kaisertums, niemals aufgehört haben. Auch jetzt, im Februar 1930, ist wieder ein schwerer Krieg ausgebrochen zwischen der Zentralregierung in Nanking und einigen Machthabern des Nordens. Bei diesen Kriegen werden weite Landgebiete zerstört, die Bauern ausgeplündert und ihrer Habe und ihres Viehs beraubt. Völlig verzweifelte Scharen von Menschen rotten sich zu Räuberbanden zusammen, die andere Bezirke überfallen und ausrauben. Dies Räubertum herrscht heute in ganz China. Tausende von entlassenen Söldner-Soldaten geschlagener Generale vermehren die Zahl der Räuber. Auch die christlichen Missionare, die in Schulen und Krankenhäusern den Chinesen doch nur Gutes tun, sind da ihres Lebens nicht sicher. Vom 1. April bis zum 1. Oktober 1929 wurden in China sieben Missionare ermordet und mehr als 30 von Räubern gefangen und verschleppt. Dass diese Misstände, Bürgerkrieg und Räuberwesen, die Hungersnot noch erheblich in ihrer Furchtbarkeit steigern, ist klar.

III. Einzelne Bilder aus den Hungersnot-Gebieten.

Aus der grossen Menge von Schilderungen von Augenzeugen der herrschenden Zustände seien nur einige wenige Bilder hier wie-

dergegeben. Die Schilderungen sind absolut zuverlässig. Ich habe selbst früher zweimal solche furchtbare Hungergebiete in China bereist und kann mich dafür verbürgen, dass diese Berichte keinesfalls zu schwarz malen. Die Zustände sind noch viel schlimmer, als man sie schildern kann.

1. Zwei Berichte aus Schantung.

a) Der Missionsarzt der Ostasien-Mission, Dr. med. G Haensel in Tsining, einer grossen Stadt in Schantung, schreibt:

„Wie ein Heuschreckenschwarm ziehen die Soldaten übers Land und räumen jedes Haus bis aufs letzte Korn aus. Ich habe auf dem Land Hunderte von Kindern gesehen, wie sie daliegen im heissen Sand, nackt und teilnahmslos, die Wangen eingefallen, die Haut, welk und trocken, die Rippen wie ein dünnes Pergament bedeckend, der Leib hoch aufgetrieben. Die Not ist so furchtbar, dass es nicht mehr zu einer Seltenheit gehört, auf unsern täglichen Spaziergängen durch die Dörfer und Felder ausgesetzte, verhungerte Kinder zu finden. Zahllose Hunde, entsetzliche Gerippe, stehen um so einen Wurm herum, um daran ihren Hunger zu stillen. Am Weg steht eine Hütte, die Wohnung eines Bauern. Zwei Kinder sitzen davor, die Wangen hohl und eingefallen, die Haut alt und welk, der Leib aufgetrieben. Sie schlürfen ein Schälchen Suppe, ihre einzige Nahrung am Tage, bestehend aus Wasser, Akazienblättern und etwas Mehl. Soldaten, zerfetzte, schmierige Lumpengestalten, ziehen vorbei und nehmen den Kindern ihre Suppe fort. Was liegt daran, ob ein paar Kinder mehr oder weniger Hungers sterben!“

b) Der Bericht eines Mitgliedes des Internationalen Hilfsausschusses (nach einer sorgfältigen Studienreise) lautet:

„In vielen Tausenden von Häusern ist keine Nahrung vorhanden für länger als einige Tage, und jetzt, nachdem die Zeit der Aehren-Nachlese und des Ausdreschens des Getreides vorüber ist, fallen keine Brocken mehr von den Tischen der Reichen ab, denn es gibt deren sehr wenige, und die, die es gibt, wohnen in begünstigteren Gegenden. Nach dreimonatigem, dauerndem Umherreisen in den am meisten betroffenen Gegenden Chilis und des mittleren und nördlichen Schantungs bin ich ganz sicher, dass Elend und Sterben weit um sich greifen. Zwanzig Frauen und Mädchen kamen an einem Tage durch ein Dorf und wurden weit fort transportiert. Alle waren verkauft worden zum Preise von 4 bis 40 Dollar (ein mexikanischer Dollar gleich 2 Mark). Einige Kinder, vor allem Mädchen, waren für einen Sack Getreide, ja sogar ohne Bezahlung hingegeben worden. Auf eine Frage sagte eine Frau: „Ein wie altes Kind wollen Sie haben?“ In dieser Hinsicht sind diese verkauften Kinder besser daran als zu Hause, wo es nur eine Mahlzeit am Tage gibt. In den schlimmsten Gegenden ist das schon ein Glück, wenn man jeden Tag eine Mahlzeit hat.

Trockenheit war im letzten Frühling die Hauptursache der Hungersnot. Nach der in weiten Gegenden nur ganz kümmerlichen Weizenernte folgte ein Unglück dem anderen. Da waren die vorrückenden und sich zurückziehenden Soldaten, die immer mehr von Allen Nahrungsmittel forderten. Da waren die immer drückenderen Steuern. Und dann kamen die Heuschrecken und der Heerwurm (Raupe der Baumwollmotte). Dies Ungeziefer wütete schlimmer als je in den letzten Jahren. Es gab kein Mittel, um es auszurotten. Es frass die Blätter von der Hirse und auch die unreifen Aehren. Die Folge war eine Vernichtung der Ernte. Die Heuschrecken wurden des Nachts gesammelt, in heissem Wasser getötet und zur Nahrung aufgehoben, obwohl das eine ganz dürftige Speise ist, die oft Darmkrank-

heiten zur Folge hat. Die Balken, Türen und Fenster vieler Häuser wurden verkauft, manchmal für fünf bis acht Dollar das Zimmer, und das Geld benutzt, um nach Tientsin, Schansi oder der Mandschurei auszuwandern. Viele Zehntausende sind in den letzten Monaten ausgewandert. Land ist in vielen Gegenden unverkaufbar, weil keine Käufer da sind; und der kleine Bauer ist überzeugt, dass er wegen der hohen Steuer besser tut, die Heimat aufzugeben. Freilich wird aus der Mandschurei gemeldet, dass die Schantung-Flüchtlinge dort auch schwer leiden. Aber das Schlimmste steht diesen Armen noch erst bevor in der kommenden Zeit.

Als Nahrung werden allerhand Ersatzdinge verwendet, Spreu, die freilich auch nur spärlich vorhanden und teuer ist, trockene Blätter aller Art, Sägespäne usw. Der Preis für Getreide ist jetzt schon 45 Prozent höher als vor zwei Jahren.

Trotz allem, was zur Abhilfe geschieht und geplant ist, ist die Not furchtbar, nicht nur in Schantung, in Chili, sondern auch in anderen Provinzen. Viele, viele Familien haben keine Winterkleidung und keine Betten und verfallen den Krankheiten und dem Tode. In manchen Gegenden haben die Soldaten Typhus, Cholera und Rückfallfieber eingeschleppt. In weiten Gebieten war wegen Trockenheit die Aussaat des Wintergetreides unmöglich. Bis zur Frühlings- und Sommerernte ist keine Aussicht auch nur auf Besserung. Die Rufe um Hilfe sind Legion. Aber bei der Beschränktheit der Mittel kann man nur wenig tun, die Hungersnot ist zu gross."

(North China Daily News.)

2. Zwei Berichte aus der Provinz Schensi.

a) Aus Sanyan in Schensi ist der „Peking- and Tientsin-Times" der folgende, erschütternde Bericht zugegangen:

„Furchtbare Hungersnot herrscht hier, und die Not der Menschen ist entsetzlich. In unserer Stadt wurden an einem einzigen Tage 45 Todesfälle (durch Verhungern) gemeldet; in einer Behausung der Aermsten fand man 25 Leichen. Ich habe kürzlich zwei Reisen durch die Dörfer dreier Kreise gemacht. Was man sah und hörte, presst einem das Herz ab. Man musste weinen, dass menschliche Wesen in solche fürchterliche Zustände versunken sind. Nur ungefähr 10 v. H. der Dörfer haben gute Nahrung, alle übrigen müssen von Ersatzmitteln leben, die man sonst nicht einmal den Schweinen geben würde. Ihre Nahrung besteht aus Maishülsen, Stroh, trockenen Blättern, Baumwollsamen und Disteln, und selbst daran fehlt es. Ein grosser Teil der Leute hat nicht einmal diese Ersatznahrung. Sie stehen völlig dem Nichts gegenüber. Sehr viele Haushaltungen haben keine Sachen mehr ausser einer zerlumpten Decke für das Bett. Ich sah einige Kinder, welche ihr Backsteinbett nicht verlassen konnten, weil sie überhaupt keine Kleider mehr hatten. Die Möbel sind längst verkauft worden, selbst die Dächer (das Holz derselben) hat man längst veräussert, um Nahrung zu kaufen. Ausser denen, welche ihre Häuser verkauft haben, haben viele andere ihre Häuser selbst zerstört, um die Dachsparren, Türen und Fenster als Feuerung zu benutzen, und haben Tische und Stühle verkauft.

In vielen von den Häusern, die noch unbeschädigt waren, fanden wir die Menschen krank oder so schwach, dass sie nicht aufstehen konnten. Noch spät am Tage waren an vielen Häusern die Fenstermatten nicht geöffnet. In diesen dunklen Häusern lagen sehr viele, in der Finsternis auf die Erlösung von der Hungerqual durch den Tod hoffend. Zwei v. H. der Bevölkerung sind schon am Hunger gestorben. Viele haben ihre Frauen verkauft, zahlreiche andere würden gern dasselbe tun, wenn sie Käufer fänden. Ich kenne einen Mann, der seine neunzehnjährige Frau verkaufen wollte, um seine alte Mutter am Leben erhalten zu können. Man bot ihm für seine

Frau ein kleines Gefäss Mais. Mindestens 15 v. H. aller Kinder sind verkauft oder umsonst abgegeben worden. Viele haben mich gebeten, doch ihre Kinder mitzunehmen, da sie sie nicht ernähren konnten. Ungefähr 60 v. H. aller Haustiere sind verkauft oder geschlachtet worden. Viele Tiere sind von Räuberbanden gestohlen und geschlachtet worden. Das Stehlen von Brot ist weit verbreitet, trotz der Netze, welche die Brotverkäufer über ihre Waren ausgespannt haben. Das Gewerbe der Strassenverkäufer, die Brot anbieten, ist sehr schwierig geworden. Denn wenn der Händler mit dem einen Kunden über den Preis verhandelt, ergreift ein anderer den ganzen Vorrat und läuft mit ihm davon. Viele Hunde sind schon verzehrt worden. Ich sah solche, schon zum Kochen zubereitet, andere lagen elend auf einem Haufen, zu schwach vor Hunger, um sich um den Fremden zu kümmern, der in ihren Bereich kam, und unfähig, sich zu rühren. Wölfe gibt es in grosser Zahl. Sie verlassen die Höhlen in den Gebirgen. Ein Kind unserer Kirche ward von ihnen gefressen. Nahe dem Dorf fing man einen Leoparden.

Das Land gleicht einer Wüste. Kein einziges grünes Blatt ist zu sehen. Keine Saat ist bisher gesät worden. Die Dörfer sind gänzlich öde. Man kann durch grosse Dörfer gehen, ohne eine einzige lebende Seele zu sehen, während sonst Scharen von Kindern herumspielen. In der Stadt hier sieht man grausige Bilder, arme ausgemergelte Menschen liegen in Ecken herum wie leblose Klumpen. Vor jeder Tür stehen die Bettler. Vor zwei Tagen hörte ich auf der Strasse ein Stöhnen und sah einen kleinen Knaben völlig entkräftet, dem Tode nahe, auf der Strasse liegen. Ich lud ihn ein, mit mir zu kommen, ich wollte ihm zu essen geben. Er war unfähig, aufzustehen. Bald war ich von einer ganzen Schar verhungernder Menschen umgeben. Einer ergriff meinen Rock und fiel vor mir nieder. Mit Mühe nur kam ich aus der Schar heraus. Ich sandte ihnen durch einen Chinesen Brot.

Aber wie soll man diesen heimlosen Hungernden helfen? Ich gebe ihnen im allgemeinen nichts auf der Strasse, sondern lade sie in unsere Suppenküche ein, wo sie warme Nahrung erhalten. Die Kaufleute der Stadt hatten zwei weitere Küchen eröffnet. Aber sie sind des Wohltuns müde geworden und haben sie wieder geschlossen. Nun werden wir von den Hungernden überschwemmt. Tausende warten vor der Halle. Zeitweise war es unmöglich, die Tür zu öffnen. Es wären sonst viele von den übrigen zu Tode getrampelt worden. Der Kommissar für die Linderung der Not war bei mir zur Beratung mit den Wohlhabenden. Aber diese weigerten sich, die Küchen wieder zu öffnen, wenn nicht die Nachbarstädte auch Küchen einrichteten. Sonst würden alle Hungernden der ganzen Gegend in unsere Stadt strömen und Unruhen folgen. Denn diese verzweifelten Menschen kennen weder Vernunft noch Furcht.

Wir erleben die entsetzlichsten Tragödien. Eine mag hier erzählt werden. Eine Familie, Mann, Frau und ein Kind von acht Jahren, standen vor dem Hungertode. Der Vater, der es nicht mehr ertragen und den Jammer der Seinen nicht mit ansehen konnte, zog für einige Tage aus, Hilfe zu suchen. Die Mutter konnte das Hungerklagen ihres Kindes nicht mehr aushalten, machte aus Schmutz ein Gebäck und legte es auf den Herd, es zu backen, und vertröstete das Kind. Das Kind aber schrie weiter. Die Mutter wusste, dass sie für das Kind keine Nahrung hatte, ging hinaus und erhängte sich. Als der Mann nach Hause kam, sah er seine Frau erhängt, sah er das verschmachtende Kind, nahm das Kind, zerschmetterte ihm den Schädel und hängte sich gleichfalls auf.

b) Der Internationale Hilfsausschuss zur Bekämpfung der Hungersnot meldet aus derselben Provinz Schensi:

„Seit fünf Monaten haben die Menschen keine richtige Nahrung mehr. Sie essen Baumwollsamen, Maulbeerblätter und Wurzeln. Aber auch dies geht zu Ende. Dann bleibt nur noch der Tod.“ „Im Dorfe Tschang Tschiatu

hockten 200 Menschen in einer Höhle, völlig entkräftet und starben dahin." „In der Stadt Tschin Yang Chien leben 120 000 Menschen. Von diesen stehen 70 000 vor dem Sterben, weitere 30 000 haben nur noch für eine kurze Zeit Ersatznahrung (Blätter, trockenes Gras). Hundert (100) Familien haben Selbstmord begangen." „Im Dorfe Se Se Tao leben 600 Menschen. Von diesen starben in der letzten Woche 20 am Hunger."

3. Zwei Berichte aus der Provinz Kansu.

a) Der katholische Missionar Pater Hucklenbruch berichtet aus Augenschein folgendes über die Fortdauer der Hungersnot in seiner Provinz (Ostasiatische Rundschau):

„Durch die Zeitungen haben Sie vielleicht schon erfahren, dass hier in Kansu grosse Hungersnot herrscht. Wie gross aber die Not im einzelnen ist, werden die Blätter kaum berichtet haben. — Ich lebe nun in dem von der Hungersnot am ärgsten heimgesuchten Gebiete und muss täglich die schrecklichsten Szenen erleben. Schon im November vorigen Jahres begann das Elend hier, nachdem der furchtbare Mohammedaneraufstand die im vorigen Sommer ohnehin schlechte Ernte fast vollständig vernichtet hatte. In Scharen strömen die Hungernden vom Lande in die Stadt und füllen bis heute Tag und Nacht die Strassen, bettelnd, hungernd, sterbend, verwesend. Da nur sehr wenige in der Lage sind oder die Herzensgüte haben, den Bettelnden mitzuteilen, gingen die Hungernden zunächst daran, die krepierten Strassenköter zu verzehren, deren es damals gerade infolge einer Seuche viele gab. Natürlich kam dadurch die Seuche auch unter die Menschen und forderte viele der vom Hunger Geschwächten. Die bittere Kälte des Winters, der die Armen schutzlos ausgesetzt waren, tat das Weitere zum grossen Sterben. Oft gab es wohl Pferde-, Kamel- und Maultierkadaver, um die die Hungernden wahre Schlachten führten, sodass nicht selten mehr Menschen- als Tierblut floss. Auch der Mandarin verteilte etwa einen Monat lang an 600 bis 800 Hungernde täglich einmal eine dünne Suppe. Aber je näher der Frühling kam, umso grösser wurde das Elend, umso mehr Menschen hatten mit dem Hunger zu tun. So viele dem Hunger erlagen, so viele wurden neu in seinen Schreckensbann gezogen. Die Familien lösten sich auf. Die Väter zogen in ferne Gegenden, wo ein besseres Fortkommen zu erhoffen war. Die verlassenen Mütter suchten sich der Kinder zu entledigen, setzten sie in die Wüste, warfen sie ins Wasser oder legten sie mir vor die Kirchtür. Mädchen und junge Frauen werden für eine oder zwei Mark an Händler verschachert, die sie in die grossen Städte des Ostens führen. Die Burschen verlegen sich aufs Wegelagern und rauben die Reisenden aus. Kein Handel und Verkehr ist möglich, alle Bande der Ordnung lösen sich. Ein jeder sucht dem Hungertod zu entrinnen und scheut die entsetzlichsten Mittel nicht. Schon früh begann man die Leichen der Verhungerten zu essen. Dann stieg die Not so sehr, dass Eltern ihre Kinder schlachteten, und nun ist Menschenfleisch so begehrt, dass ganze Dörfer auf Menschenjagd ausgehen, dass Kinder, wenn sie einen Augenblick ohne Aufsicht sind, verschwinden und von den Hungernden verspeist werden. Deshalb kann ich auch nirgendwo Schule halten, weil die Kinder auf dem Schulweg gefressen werden können. Unter solchen Umständen fordert der Tod täglich viele Opfer. An meiner Wohnung werden täglich ganze Bündel Leichen vorbeigetragen und vor der Stadtmauer verscharrt. Das ist so ziemlich die ganze öffentliche Wohlfahrtspflege. Auf dem Lande bleiben die Leichen unbeerdigt. Da schaffen Wölfe und Geier Ordnung. Wohin ich reise, finde ich Tote an den Wegen. Oft liegen die Leichen so hindernd im Wege, dass ich absteigen und mit dem Diener sie erst forträumen muss. — Und nun die Hilfe in all dieser schrecklichen Not? Wir

warten noch darauf. Wenn die guten Freunde in der Heimat nicht helfen, sind bis zum Herbst wohl 70 v. H. der Bevölkerung vernichtet."

b) Ein Mitglied des Internationalen Hilfs-Ausschusses zur Bekämpfung der Hungersnot in China, G. Finlay Andrew, schildert seine eigenen Beobachtungen in der Provinz Kansu mit folgenden Worten:

„Die Zugtiere (Maultiere), die man dort zu jeder Reise braucht, sind, soweit sie noch leben, völlig entkräftet. Wir mieteten drei Karren für die Reise von Pingliang nach Lanchow, aber nur ein Karren kam ans Ziel. Die Tiere der anderen waren unterwegs verendet. Man weiss nicht, was schrecklicher ist, die abgemagerten Tiere unterwegs hinstürzen oder die abgemagerten Männer, die sie zur letzten Kraftanstrengen antreiben wollen, sich müde hinschleppen zu sehen.

Wir waren noch nicht weit von Pingliang entfernt, als wir die Leichen von verhungerten Menschen am Wege liegen sahen. Die Leiche eines Mannes war ein wenig mit Erde beworfen, aber Hunde hätten sie ausgekratzt und teilweise schon verzehrt. An einer anderen Stelle lag die Leiche eines etwa zwanzigjährigen Mädchens, das wohl eben erst gestorben war. Als ich noch dastand und sie ansah, kam vom nahen Bauernhof der Vater, mit einem Spaten in der Hand, sie zu begraben. Der Vater, verhärmt und ausgezerrt, sprach schlicht und erschütternd: „Sie ist nicht leicht gestorben." Aber das war ja nur ein Fall von vielen ähnlichen, die wir sahen.

Ehe ich nach Kansu kam, hatte ich gehört, dass dort sogar Menschenfleisch gegessen werde. Ich wollte nun feststellen, ob das wahr sei. In dem Marktort Schui Lo Cheng wurde mir erzählt, dass hier 35 Räuber, die man fing, abgeschlachtet und ihr Fleisch verzehrt wurde von den Hungernden. Einer der angesehensten Männer bestätigte mir die Richtigkeit dieser Mitteilung. Dasselbe verbürgte mir ein Angestellter der Missionsstation, der die Körper der Räuber selbst gesehen hatte, an denen grosse Fleischstücke herausgeschnitten waren.

Im Hweining- und Anting-Bezirk wurden wir überall von Scharen von Hungernden umgeben. Sie drangen bis in unseren Herbergsraum ein und suchten den Fussboden nach Speiseresten ab. Ein Mann verzehrte Eierschalen, die herumlagen. Was vom Futter unserer Maultiere an die Erde fiel, rafften sie mit dem Staub zusammen und assen es. In der Nähe von Lanchow ist die Strasse von hohen Bäumen eingefasst, die 60—70 Jahre alt sein mögen. Die Rinde dieser Bäume war abgerissen und zur Nahrung genommen.

Nur ein kleiner Teil der Felder ist bestellt. Die Bauern sind tot oder fortgezogen oder zu kraftlos zur Arbeit. Ganze Familien lagen an den Strassen, völlig entkräftet, hoffnungslos und erwarteten nur noch Erlösung durch den Tod. So besteht keine Hoffnung auf irgendwie ausreichende Ernte. Das Furchtbarste waren die Kinder, die, dem Tode schon nahe, von den fortziehenden Eltern verlassen worden waren, und weinend und schreiend am Wege lagen."

IV. Was geschieht gegen die Hungersnot?

1. Was tun die Chinesen?

Trotz der politischen Unordnung und der Bürgerkriege hat die chinesische Regierung Hilfe versucht. Sie hat eine Hungersnot-Anleihe in Höhe von 25 Millionen Schweizerfranken aufgelegt. Wohl ist mit dieser Anleihe teilweise gewinnsüchtiger Missbrauch getrieben worden. Aber der Hauptteil der obigen Summe ist doch den

Hungernden zugute gekommen. Die Regierung erhebt ausserdem zu allen öffentlichen Abgaben einen Zuschlag für die Bekämpfung der Hungersnot. Trotz der so schwierigen Verkehrsverhältnisse sind grosse Mengen von Nahrungsmitteln in die Hungergebiete gebracht worden. Chinesische Wohltätigkeits-Gesellschaften haben namhafte Summen aufgebracht, so eine Gesellschaft in Schanghai 1,2 Millionen Schweizerfranken. Die China International Famine Relief Commission (C. I. F. R. C.) schätzt die Leistungen der Chinesen (Regierung und Private) in den Jahren 1928 und 1929 auf 150 Millionen Schweizerfranken.

2. Was tun die Fremden?

Die C. I. F. R. C. schätzt die Leistungen der Fremden (Kaufleute, Missionen, amerikanische Kirchen) in den Jahren 1928 und 1929 auf 25 Millionen Schweizerfranken. Ausserdem sind in Deutschland bisher 18 000 Mark gesammelt worden und in der Schweiz gegen 100 000 Franken.

V. Was ist mit diesen Hilfsgeldern geschehen?

1. Das Allernotwendigste war und ist noch heute die Beförderung von Lebensmitteln in die Hungersnotgebiete. Soweit die Mittel reichten, ist das geglückt. Auf den wenigen gebrauchsfähigen Eisenbahnen gewährte die Regierung Chinas Frachtfreiheit für diese Transporte.

2. Ein Teil der Gelder ist zur Beschaffung von Saatgetreide verwendet worden. Das ist namentlich in Schantung und Chili von grossem Segen gewesen.

3. Ein weiterer Teil des Geldes ist verwendet worden zur Beschaffung von Arbeit für die Notleidenden. Deichbauten und Strassenbauten hat man ausgeführt, auch zahlreiche grosse und tiefe Brunnen sind angelegt worden zur Abwehr in neuen Zeiten der Dürre.

4. Man hat die Auswanderung nach der Mandschurei gefördert und unterwegs für die Auswanderer gesorgt. Wenn trotz dieser Fürsorge bei einem einzigen Transport von 24 000 Auswanderern mehr als 2000 starben, ehe sie das Ziel erreicht hatten, so beweist das, wie gross die Entkräftung dieser Elenden ist und wie nötig auch fernerhin die Hilfe.

VI. Was sollte und was kann jetzt geschehen?

Die C. I. F. R. C. hat erklärt, dass im Auslande mindestens 45 Millionen Schweizerfranken gesammelt werden sollten. Um die gesamte Hungersnot zu beseitigen, seien 150 Millionen Schweizerfranken dringend nötig. Mit 45 Millionen könne wenigstens das allerschlimmste Elend beseitigt werden. Dabei aber hat die C. I. F. R. C. angenommen, dass in China jetzt Friede eintreten werde, sodass die chinesische Regierung in verstärktem Masse gleich-

falls weiter helfen werde. Da diese Hoffnung sich nicht erfüllt hat, sondern vielmehr im Februar 1930 ein neuer, schwerer Bürgerkrieg ausgebrochen ist, so ist die Summe von 45 Millionen sicherlich noch viel zu niedrig angesetzt.

Leider besteht heute keine Aussicht, diese 45 Millionen Franken zu erhalten. Dreierlei ist versucht worden, um eine grosse, gründliche Hilfsaktion in die Wege zu leiten.

1. Die C. I. F. R. C. hat erreicht, dass in Amerika der Plan zustande kam, das Amerikanische Rote Kreuz solle die 45 Millionen Franken aufbringen. Präsident Hoover sandte eine Untersuchungs-Kommission nach China, die im Juni, Juli und August 1929 die Hungergebiete besucht hat. Das Gutachten, das diese Kommission daraufhin abgegeben hat, erkennt an, dass die Hungersnot entsetzlich ist. Aber sie hat es abgelehnt, das Rote Kreuz zu einer Hilfsaktion aufzufordern. Sie hat erklärt: Der Hauptgrund der Hungersnot liegt in den Bürgerkriegen. Wenn die Generäle Frieden hielten, könnte China allein der Not Herr werden. Wenn das Ausland helfe, werde den Chinesen die Verantwortung abgenommen. Ernstliches und Grosses zur Bekämpfung der Not habe China bisher nicht getan. Die allergrösste Not werde ausserdem durch die Herbstregen beseitigt werden.

Die C. I. F. R. C. hat gegen dies Gutachten energischen Protest erhoben: 1. Die Hauptursache der Not liege nicht in den Generalskriegen, sondern in der Dürre. 2. China habe im Verhältnis zu seiner traurigen, inneren Lage viel getan. 3. Der Herbst habe die Not nicht verringert, 22 Millionen Menschen seien unmittelbar vom Hungertode auch weiter ernstlichst bedroht, 50 Millionen seien in allergrösster Not. 4. Es müsse geholfen werden. Das sei einfach Menschenpflicht des Auslandes.

2. Der Gedanke liegt nahe, dass bei dem Riesenmass der Not nur eine weltumfassende, über ganz grosse Mittel verfügende Organisation wirksame Hilfe bringen könne. Darum ist von verschiedenen Seiten her der Völkerbund zu diesem Werke aufgerufen worden. An ihn haben sich die schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund gewendet. Der Schweizerische Kirchenbund hat den Fortsetzungs-Ausschuss des Stockholmer Weltkongresses der evangelischen Kirchen aufgefordert, dieser möge sich dafür einsetzen, dass der Völkerbund eine grosse Hilfsaktion gegen die Hungersnot in China schleunigst ins Leben rufe. Der Stockholmer Fortsetzungs-Ausschuss hat im Jahre 1929 sein Möglichstes versucht. Neuerdings ist auf Anregung der sozialdemokratischen Partei der Schweiz die sozialistische Zweite Internationale mit dem gleichen Anliegen an den Völkerbund gelangt. Ein Hindernis für eine Aktion desselben bildet der Umstand, dass die nationalistische Regierung in Nanking eine solche aus politischen Gründen nicht gerne sähe und eine Aktion des Roten Kreuzes vorzöge.

3. Die einzige Hilfe, die in grösserem Masstabe vom Auslande in baldiger Zeit erfolgen wird, geschieht durch die protestantischen Kirchen Amerikas. Auf Anregung von D. John Mott haben sie beschlossen, 12 Millionen Schweizerfranken für die hungernden Chinesen mit grösster Beschleunigung aufzubringen. Aber auch dies Geld ist noch nicht vorhanden. Und es ist nur Amerika, das so hilft. Soll, will, kann Europa gar nichts tun? Natürlich kann Europa helfen. Selbst Deutschland könnte mehr geben als bisher gegeben wurde. Erst recht können die Schweiz, England und die andern Länder helfen. Aber helfen, das heisst, opfern. Und das wollen so viele nicht. So fragen sie: Warum sollen wir helfen?

VII. Warum sollen wir helfen?

1. Die C. I. F. R. C. hat vollauf recht: Es ist einfach selbstverständliche Menschenpflicht, den hungernden Chinesen zu helfen. Alle grossen, heute mit Recht so stark betonten Gedanken von der grossen Menschheitseinheit, vom Völkerbund und der Brüderlichkeit aller Nationen bleiben eine wertlose Redensart, wenn wir nicht von unserem Ueberfluss diesen verhungernden Brüdern und Schwestern abgeben.

2. Die Rede, dass wir so grosse Not im eigenen Lande hätten und nicht auch noch in China helfen könnten, beweist gar nichts. Auch gegen die grosse Not im Lande könnte viel mehr geschehen. Dass wir im eigenen Lande helfen, ist ganz selbstverständlich. Aber zugleich müssen wir auch der Not der Fernen abhelfen. Ohne selbst in Not zu kommen, können die meisten Europäer heute etwas für China tun.

3. Wie wollen wir das vor dem lebendigen Gott verantworten, dass in China 22 Millionen Menschen verhungern, während wir für viel Unnötiges Geld übrig haben? Das gilt auch für Deutschland. Auch Unnötiges kann ein Recht haben. Aber das Lebensnotwendige ist wichtiger. Wenn Deutschland im letzten Jahr 7000 Millionen Mark für Alkohol und Tabak ausgeben konnte, sollte es dann zu arm sein, um den 22 Millionen verhungernden Chinesen zu helfen?

4. An den traurigen Zuständen, die heute in China herrschen, sind alle Europäer und Amerikaner mit schuld! Ja, wenn kein Bürgerkrieg in China wäre und all die Wirrnis, die mit ihm zusammenhängt, könnte China sich selbst helfen. Aber diese traurigen Zustände sind eben leider Tatsache. Und daran, dass sie da sind, sind wir alle mit schuld. In brutalem Eigennutz sind die Völker des Westens in das weltfremde China eingebrochen. Sie haben ihm Land fortgenommen, ihm sehr ungünstige Handelsbedingungen aufgezwungen und ihm hohe Zahlungen abgenötigt. China war dem fremden Einbruch gegenüber völlig hilflos. Sein Staat brach zusammen, seine

Kassen verarmten, sein ganzes Leben geriet in Unordnung. Alle westlichen Völker haben das Land ausgenützt zu ihrem Gewinn, auch Deutschland, auch die Schweiz. Auch die Schweiz hatte teil an den ungerechten Verträgen. So sind wir alle China gegenüber schuldig und müssen die Schuld sühnen. Das ist eine unerbittliche, sittliche Forderung. Wie wollen wir sonst vor dem Weltgericht bestehen? Ein klein wenig sühnen können wir, wenn wir jetzt in dieser furchtbaren Hungersnot China helfen.

VIII. Wie kann man helfen?

Es seien Bedenken, die uns öfter noch entgegengebracht worden sind, erwähnt. Man hat gefragt, ob denn unter den schwierigen Verkehrsverhältnissen der Internationale Hilfsausschuss überhaupt Hilfe leisten könne. Natürlich erschweren diese Umstände das Hilfswerk, aber sie machen es durchaus nicht unmöglich. Einmal sind in den an die notleidenden Provinzen grenzenden Gebieten Lebensmittel genug vorhanden, sodass also der Transport nicht etwa von der Küste her erfolgen müsste, sondern die Lebensmittel brauchen nur vom Nachbargebiet in die Hungersnotprovinz befördert zu werden. Sodann ist es ja auch nicht so, dass in den Hungersnotprovinzen selbst keine Lebensmittel vorhanden wären. Ein grosser Teil der Bevölkerung lebt ja, wenn auch zu sehr hohen Kosten. Das Elend liegt darin, dass 20, 30 oder 40 Prozent der Bevölkerung in diesen Provinzen so völlig verarmt sind, dass sie überhaupt nichts mehr kaufen können. Die müssen dann eben verhungern, wenn nicht geholfen wird. Der Internationale Hilfsausschuss kann aber auch in diesen Hungersnotprovinzen Lebensmittel kaufen, wenn auch zu hohen Preisen. Natürlich bemächtigt sich in diesen Provinzen, wie das auch in dem gleichen Fall in Europa nicht anders sein würde, die Spekulation der vorhandenen Lebensmittel, hält sie zum Teil zurück, um möglichst hohe Preise zu erzielen und besonders gute Geschäfte zu machen. Wenn nun auch die Hilfskommission für die Lebensmittel teure Preise bezahlen muss, so kann sie doch Lebensmittel kaufen und an die Hungernden verteilen. Teils geschieht diese Verteilung an die völlig entkräfteten Hungernden direkt, indem man Speisungen einrichtet, teils gibt man den Hungernden Arbeit durch Notstandswerke, sodass sie dann selbst wieder Lebensmittel kaufen können. Daher ist jede Unterstützung des Hilfswerkes eine durchaus wirksame Abhilfe gegen die schreckliche Not, die vorliegt.

Johannes Witte.

Man zahle Geld an alle in den Zeitungen angegebenen Stellen. Gerne nimmt auch künftig die Redaktion der „Neuen Wege“ Gaben in Empfang. Postcheck VIII 21.77. Das Geld wird der C. I. F. R. C. zugeführt, die volle Bürgschaft dafür bietet, dass das Geld gewissenhaft da zur Hilfe verwendet wird, wo die Not am grössten ist.

Monatsschau.

Wenn diese Monatsschau in die Hände der Leser kommt, so ist Ostern vor der Türe oder schon erschienen. Da liegt es nahe, dass ich das, was ich über die Weltlage zu sagen habe, soweit sie sich in den Geschehnissen der Berichtszeit spiegelt, unter den Gesichtspunkt stelle, wie sie sich zu der Osterbotschaft verhielten, ob bestätigend, ob widersprechend oder wie sonst. Man darf sich nicht verhehlen, dass ein solches Verfahren etwas Künstliches an sich hat. Denn die Weltbewegung und auch das Schaffen und Regieren Gottes richten sich nicht nach dem Kalender und nicht nach dem „Kirchenjahr". Aber mit diesem Vorbehalt mag die Frage immerhin aufgeworfen und soweit verfolgt werden, als es ohne Zwang geschehen kann.

Es liegt gegenwärtig wieder noch stärkeres Dunkel auf der Erde als gewöhnlich. Das ist an sich noch nicht ein Widerspruch zu Ostern. Denn das Passionsdunkel reicht ja bis hart ans offene Grab. Auch sind ja einige jener grossen Themen geradezu eine Variation des Auferstehungsthemas. Versuchen wir es also mit dieser Fragestellung.

1. Die Auferstehung der Völker, Rassen und Kontinente.

Wir erleben eine Auferstehung der Völker, der Rassen, der Kontinente. Die „degenerierten" oder „alternden" Völker zeigen auf einmal eine Lebenskraft, die hinter der der „unverdorbenen" oder „jugendlichen" nicht zurückbleibt. Spanien, Südamerika erwachen. Was noch wichtiger ist: die Negerrasse erhebt sich, sowohl in Amerika wie in Afrika, aus langer Knechtschaft und Versunkenheit. Sie offenbart eine alte Kultur, die uns vieles zu bieten hat (wobei ich natürlich nicht an Jazzmusik denke) und verspricht eine neue, von der das Gleiche gilt. Man lese darüber neben der schon bei einem andern Anlass besprochenen Schrift von Menschings: „Religion, Rasse, Kolonien" seine neue: „Der vierte Erdteil",[1]) wo das gleiche Thema mehr von den amerikanischen Verhältnissen aus auf eine Weise erläutert wird, die abermals erschütternd wirkt, zur gewaltigen Busspredigt für den „Westen" und sein Christentum wird und den Horizont, in dem so viele bisher noch gelebt haben, gleichsam aufreisst.

Vor allem ist es ja die Auferstehung der „Kolonialwelt", der Heidenwelt", der „unterdrückten Völker", des „Ostens" und „Südens", der „farbigen Völker" oder wie wir es nun nennen wollen, was heute im Mittelpunkt der Weltbewegung steht. Wir dürfen ob dem hin und her dieser ungeheuren Bewegung die Tatsache selbst nicht übersehen, und dürfen nicht vergessen, dass sie eben doch eine Ostertatsache ist und Christus ihren Hintergrund und Untergrund bildet. Denn ohne ihn wäre diese Bewegung nicht gekommen. Das ist, wenn man mir diese Ausdrucksweise erlauben will, nicht bloss eine Behauptung des Glaubens, sondern ein historisch nachweisbarer Zusammenhang, den ich schon oft gezeigt habe. Es ist nicht das Christentum — dieses höchstens durch den Skandal, den es bildet — wohl aber Christus, an dem diese Welt erwacht.

Freilich unter Schmerzen und in harten Wehen einer „neuen Geburt". In China muss die Erneuerung noch mit dem alten Wust aufräumen, woraus sich immer wieder die Hydra des Bürgerkrieges erhebt. Aber man darf schon glauben, dass es gelingen wird. Nachdem nun einmal das Auge der Welt darauf gerichtet ist, wird auch der Kampf mit den „natürlichen", d. h. den nicht mit dem Bürgerkrieg zusammenhängenden Ursachen der

[1]) Erschienen im Verlag Hans Harder, Wernigerode.

Hungersnot beginnen oder vielmehr grössere Kraft gewinnen. Die Arbeit, welche die neue chinesische Führerschaft für die Regeneration ihres Volkes in aller Stille mit einer wahrhaft heroischen Hingabe auf allen Gebieten tut, ist gewaltig und wird ihre Frucht tragen. — In Indien setzt Gandhi seinen Befreiungsmarsch fort. Man kann nicht ohne schwere Sorge daran denken, wie es mit seinem Kampfe weiter gehen soll. Ein äusseres Scheitern erscheint zunächst, menschlich gesprochen, als fast sicher. Bedenken erregen muss auch die furchtbare Schärfe seiner Aeusserungen gegen die englische Regierung, und dies umso mehr, als man weiss, welch ein ganz ungewöhnlich hochstehender, von den edelsten Absichten erfüllter Mensch grade der gegenwärtige indische „Vizekönig", Lord Irwin ist. „Satanisch" — nein, so darf man weder seine Regierung, noch die englische überhaupt nennen. Ebenso erscheint die Forderung absoluter Loslösung von England um jeden Preis als etwas, was unterhalb der Linie von Gandhis Sendung liegt. Wie ich schon früher gesagt: wir haben heute etwas Anderes nötig, als solche absoluten „Unabhängigkeiten", die übrigens auch noch eine Illusion sind. Sehr fraglich wird auch, ob es bei jener Schärfe der Aeusserungen gegen England Gandhi noch möglich sein wird, die Geister des Hasses und der Gewalt, die schon jetzt fast mächtiger sind als er, zu beschwören. Es gibt ja auch in Indien eine, wesentlich vom Kommunismus genährte, besonders die Jugend erobernde, Richtung, die nur noch von der Gewalt das Heil erwartet (das ist ja immer eine besonders beliebte Art der Erledigung!) und die Gandhi zwar noch verehrt aber eigentlich als überlebt betrachtet. Der „Osten" ist ja — wie man auch bei Mensching lesen kann — überzeugt, dass mit dem durch und durch niedrig und materialistisch gesinnten — christlichen!! — Westen nur in der Sprache der Gewalt zu reden sei.

Trotz diesen Sorgen und Bedenken dürfen wir hoffen, dass segnende und rettende Mächte über diesem Manne walten, dürfen annehmen, dass sein Handeln manchmal einen Sinn habe, den wir nicht verstehen können, der aber gross und gut sei, und dürfen überhaupt an eine Auferstehung der ganzen asiatischen und afrikanischen Welt glauben, die zum Leben und nicht erst recht zum Tode führe.

Auch auf Russland müssen wir diesen Glauben anwenden. Dass auch dort eine Auferstehung erfolgt ist, kann wohl niemand bezweifeln, der, um mit Vera Figners furchtbarem Buch zu sprechen, etwas von der „Nacht über Russland" weiss, die unter dem Zarentum herrschte. Auch war es, bei allem Widerspruch gegen den Bolschewismus, für uns stets selbstverständlich, dass aus all dieser blutig-entsetzlichen Gärung zuletzt auch Gutes werde. Gerade jetzt scheint diese Gärung besonders intensiv zu sein. Stalin hat wirklich in bezug auf die Kollektivierung der Landwirtschaft, wie auf die Religionsverfolgung gebremst. Dafür hat er gewiss zwingende Gründe gehabt. Allerdings wäre es falsch, wenn man annähme, damit sei die Perspektive aufgehoben, die wir in dem Aufsatz über Russland gezeichnet haben. Solche Entwicklungen zu erzeugen oder stillzustellen liegt nicht in der Macht eines Menschen wie Stalin. Dunkel liegen vor uns die Möglichkeiten des russischen Rätsels, aber wir dürfen glauben, dass auch in ihnen der lebendige Christus walte.

Auch in Deutschland ist die Gärung gross. Der Kommunismus von links und der Nationalsozialismus von rechts, beides Bewegungen von äusserster Geistesroheit — trotz allem „Idealismus", der sich immer noch in sie ergiesst — drängen vor. Kein Wunder, dass das Bedürfnis nach einer rettenden Mitte entsteht. Aus ihm ist vielleicht in letzter Instanz die Regierungskrise zu erklären. Bedeutsam scheint mir dabei das Abrücken des Zentrums von der Sozialdemokratie zu sein. Diese ist, trotz der Million ihrer eingeschriebenen Mitglieder und trotz (?) ihren 200—250 000 „Funk-

tionären" die Geschlagene. Ob vielleicht die leitenden Kreise des Katholizismus doch meinen, mit dem ganzen Sozialismus fertig zu werden? Sie haben auch Grund dazu, falls dessen Erneuerung nicht rasch kommt. Seine Lage ist keineswegs so, wie sich etwa einige Demagöglein (daneben aber auch animae candidae, die bloss die Lage nicht überschauen) auf Grund von vorteilhaften Wahlen und ihres geschichtsmaterialistischen Katechismus einbilden. Es könnte da noch ganz seltsame Ueberraschungen geben!

An Auferstehung dürfen wir auch in bezug auf Deutschland glauben. Und so fort über die europäisch-amerikanische Welt hin, wo überall (z. B. in ganz Osteuropa, auf dem Balkan, um von Italien zu schweigen, wo freilich mehr Tod als Gärung zu herrschen scheint) die grosse Gärung waltet, die wohl auch überall den gleichen Sinn hat.[1])

2. Osterglaube im Kampf mit den Götzen.

Die Konferenz für den Zollfrieden hat ein zwar dürftiges, aber immerhin ein Ergebnis gezeitigt. Auch hier ist etwas Gutes wenigstens angebahnt. Die Abrüstungskonferenz in London aber schwankt zwischen Leben und Sterben. Ein völliger Misserfolg wäre arg, sicherlich, aber wir dürften uns auch dadurch nicht allzusehr bedrücken lassen. Das Zeichen des Gerichtes steht doch über den Flotten, wie über den Heeren. Diese Abrüstungskonferenzen bleiben Zeichen. Gross ist die Gärung in den Völkern, die gegen Krieg und Kriegsrüstung geht. Kräfte dringen aus der Tiefe, eine Welle nach der andern, die eine grosse Wendung vorbereiten. Das russische Heer sei ausser zur Verteidigung gegen die Wiederkehr des alten Regimes zweifelhaft zuverlässig. Das französische ist vom Kommunismus durchsetzt. Dieser dringt sogar in das deutsche ein, wenn auch nicht so stark wie der Nationalsozialismus, der es doch auch zersetzt. In Dänemark soll es nun zum Austrag kommen. Der endgültige Gesetzesentwurf für die Abrüstung sieht an Stelle des bisherigen Heeres und der Flotte ein „Wachtkorps und eine Staatsmarine für die Verteidigung der Neutralität Dänemarks und die Erfüllung seiner Verpflichtungen als Mitglied des Völkerbundes" vor. Das Wachtkorps soll jährlich durch 1600 Mann und die Marine durch 700 rekrutiert werden, während für das bisherige Heer jährlich 10 000 und für die Marine 1000 Mann ausgehoben wurden. Entsprechend soll das „Militär-Budget" von 54 900 000 Kronen auf 17 922 000 Kronen herabgesetzt werden. Das Kriegsministerium wird aufgehoben, die Festungen geschleift, Kasernen, Exerzierplätze, Werkstätten und Aehnliches, soweit das Wachtkorps sie nicht braucht, für bürgerliche Zwecke verwendet. Auch die allgemeine Wehrpflicht ist aufgehoben. Der Dienst im Wachtkorps ist freiwillig. Diese Freiwilligen werden ausgelost. Kriegshandlungen unternimmt dieses Wachtkorps nicht, es sei denn im Dienste des Völkerbundes. Es besorgt, in diesem Sinne, den Grenz- und Polizeidienst und wird zum Schutz der innern Ordnung verwendet, wenn dies nötig sein sollte. Private militärische Vereinigungen sind verboten. Kurz: es ist ungefähr das, was wir Andern für die Schweiz wollen.

Was die Aussichten auf Annahme betrifft, so scheinen sie günstig zu sein. Das „Unterhaus" sei dafür gewonnen, im „Oberhaus" fehlten nur noch

[1]) Von der Ratifikation des Young-Planes im deutschen Reichstag und im französischen Parlament wäre wohl auch zu sagen, dass sie eine gewisse Erledigung des Alten und damit Wegbereitung eines Neuen ist. Hindenburgs Haltung scheint diesmal ganz besonders das zu widerlegen, was wir einst von Befürchtungen an seine Wahl geknüpft haben. Zu bedauern bleibt bloss, dass es gerade ein Hindenburg, ich meine: ein Heerführer, sein musste. Das wars ja, was uns besonders anstössig erschien. Und darüber sind wir noch nicht hinaus!

ein paar Stimmen. Es werden Verhandlungen gepflogen, die eine Verständigung herbeiführen sollen. Im schlimmsten Falle hoffen die Abrüstungsfreunde, die aus Sozialdemokraten und radikalen Bauern und Bürgerlichen zusammengesetzt sind, bei den nächsten Wahlen eine sichere Mehrheit zu bekommen. Inzwischen bemühen sich die militaristisch gesinnten Kreise in ganz Skandinavien (und wohl auch anderswo), diese entscheidende Durchbrechung des von ihnen verteidigten Systems zu verhindern. Das konservative schwedische Ministerium des Aeussern hat sich sogar warnend an das dänische gewendet. Jedenfalls ist nun ein Kampf von grosser Tragweite in sein letztes Stadium gelangt. Wir haben alle Ursache, ihn mit innerster Teilnahme zu verfolgen.[1])

Dänemark wird der Schweiz also wohl vorangehen. Diese hat dann sozusagen ihr Erstgeburtsrecht verloren Ein Trost mag sein, dass wenigstens, nach allen Zeichen zu schliessen, die antimilitaristische Bewegung auch bei uns vorwärts geht. Die Versammlung in Stäfa ist eine Ausnahme geblieben, überall sonst verlaufen sie völlig anders. Ich nenne besonders solche in Sarnen, Bern, Chur, Zürich. Letztere war speziell gegen den Zwanzig-Millionen-Kredit gerichtet. Der Volkshaussaal vermochte die Teilnehmer nicht zu fassen.[2]) Freilich ist eine Vertiefung und Sammlung der antimilitaristischen Bewegung noch sehr notwendig. Der Teufel hat auch da längst Unkraut gesät.

Viel weniger Aussicht bietet der Kampf gegen das Laster und allen sonstigen Kulturverfall. Von dem Kampf gegen den „gynäkologischen Film" wird anderwärts geredet. In Basel hat eine Auseinandersetzung über das Schauspiel „Cyankali" stattgefunden, wo natürlich auch der Sozialismus der Verteidiger einer Sache war, die letzten Endes doch aus des Teufels Küche stammt. Diesmal waren die Genossen, die sich kürzlich ob sozialistischen Fragen blutig schlugen, ein Herz und eine Seele. Der Kampf um die Reinigung der Welt von all diesen dämonisch-satanischen Mächten: Alkoholismus, Opiumismus, Morphinismus, Mammonismus, Sexualismus, Prostitution, Frauen- und Kinderhandel und was damit verwandt ist, scheint gegenwärtig der aussichtsloseste von allen zu sein. Ueberall drängt die Satanswelle eher vor. Und doch, man darf auch hier an Auferstehung glauben. Sie wird freilich zunächst noch „Offenbarung" sein und das bedeutet vor allem Offenbarung des Bösen, aber auch hier sind gewiss Kräfte des Guten gerüstet, aus jener Tiefe drängend, in die das Blut Christi geflossen, aus der Christi Auferstehung hervorgebrochen ist. Ist die Einführung des Frauenstimmrechts für Gemeindeangelegenheiten in der Türkei (nicht etwa in der Schweiz!), also in dem Lande, das bis vor kurzem das Land des Harems war, nicht doch auch ein kleines Auferstehungszeichen? Auch die schweizerische Abstimmung über die neue Schnapsvorlage, die mit einem ziemlich grossen Sieg der letzteren endete, darf man gewiss als solches begrüssen. Freilich sehr mit Vorbehalt. Denn wenn auch viel Idealismus der Bekämpfer des Alkohols zu diesem Siege das Seinige beitrug, so war die ganze Vorlage doch ein kluges Ineinandernehmen der verschiedenen Egoismen und diese haben ohne Zweifel das Hauptkontingent der Annehmenden gestellt. Trotzdem — es mag das Eis durchbrochen und Vielen der Mut zum Besseren gestärkt sein.

Auch die Natur wird von der Auferstehung ergriffen werden. Ich zitiere ein Wort des grossen südfranzösischen Dichters Mistral, das wie die Antwort auf eine in der letzten Monatsschau gestellte Frage ist:

---

[1]) Der Führer der holländischen Sozialdemokratie, Albaadra, fordert in einer glänzend geschriebenen Broschüre seine Partei zur Nachahmung des „dänischen Beispiels" auf.

[2]) Vgl. die Resolution, die wir abdrucken.

„In seinem grossen epischen Gedicht „Calendal", das freilich nie den Ruhm der „Mireille" gekannt hat, findet sich eine Stelle, wo der jugendliche Held, in der Anwandlung eines ähnlich naiven Zerstörungswillens, der Richard Wagners „reinen Toren" zum Schwanentöter macht, nach dem Mont Ventoux auszieht, um dort die mächtigen Lärchen zu fällen. Calendal hat freilich dabei noch den kindlichen Hintergedanken, durch eine solch zweifelhafte Heldentat die Aufmerksamkeit seiner angebeteten Esterelle auf sich zu lenken. Der Literatenstreit, der sich um die Figur dieser stark allegorisch verbrämten Frauengestalt entsponnen hat, tut hier nichts zur Sache. Was in unserem Zusammenhang interessiert, ist lediglich die Antwort, die Esterelle dem Unbedachten erteilt. Weit entfernt, Calendals Tat zu billigen oder gar zu bewundern, macht sich die Umworbene zur Verteidigerin der beleidigten Natur und schleudert ihren Fluch gegen eine ganze Generation, der nichts heilig ist und die das Weltall als ihr ausschliessliches Eigentum betrachtet. „Euch gehört die Ernte der Ebenen," so ruft sie den Menschen zu, „gehören die Kastanien und Oliven auf den Hügeln; aber die stolzen Kämme der Berge sind Gottes." Dass Insekten und Würmer, um ihr Dasein zu fristen, ohne Unterlass nagen, was sie finden, erscheint ihr verständlich. Aber der Mensch! Liebe und Abscheu, alles treibt ihn in die Irre, und seine Brust ist nicht weit genug, um das ungetrübte Glück der freien Luft in sich aufzunehmen. In einer herrlichen Vision beschwört Esterelle das Bild jener ernsten Bäume auf den Bergen, die wie feierliche Orgelpfeifen gen Himmel ragen, Schatten und Kühle spenden und die Beschützer der Quellen und Brunnen sind. „Lasst sie leben!" ruft sie den Menschen zu, „...diese Söhne der grossen Nährmutter. Ja, die Natur! Wenn ihr ihrer Stimme lauschen, ihr huldigen wolltet, statt sie treulos zu bekämpfun, dann würde sich euch aus ihren Brüsten ein zwiefacher Milchstrom voller Süssigkeiten ohne Ende ergiessen, und in den Zweigen rieselte der Honig, euch zu nähren. Aber wenn ihr sie schmäht, wenn ihr ihrem schönen Antlitz Tränen entlockt, indem ihr ihren jungfräulichen Hochwald schändet, niederschlagt und zerstückt: glaubt nicht, dass ihr der furchtbaren Starrheit ihres rächenden Blickes entgehen werdet! Von den Bastionen und Scharten ihrer Höhen wird sie wildgewordene Wasser entsenden, werden Ströme hervorbrechen. Weisst du, was man dann sehen wird? Kinderwiegen, die auf den Fluten treiben, weisse Häuser und braunes Land, zermalmt durch den Druck der Rüfe und begraben unter grauenvoller Steinwüste."

Ist es nicht, als sei buchstäblich der Fluch Esterelles in Erfüllung gegangen? („Neue Zürcher Zeitung Nr. 588.)

Dürfen wir nicht hoffen, dass die Menschen wieder etwas von dieser Art des Empfindens lernen werden? Auch in bezug auf die Tierwelt? Es sollen z. B. die Walfische infolge der raffinierten neuesten sog. Jagdmethoden vor der Ausrottung stehen. In Berlin tagte, unter der Aegide des Völkerbundes, in dieser Angelegenheit gleichzeitig eine Konferenz der Ausbeuter der Walfischerei und der Tierschützer. Es ist auch hier Auferstehung möglich und wir sollen mithelfen, glaubend helfen, helfend glauben.

3. Und der Sozialismus?

Der Sozialismus hat eine üble Zeit, fast überall, nicht nur in der Schweiz. Es fehlt ihm an Einheit, an Geist, an Glauben, an Treue gegen sich selbst. In England werden die Schwierigkeiten der Labourregierung immer grösser. Die Arbeitslosigkeit wächst. Ebenso die Zwietracht in der Partei. Macdonalds Austritt aus der „Unabhängigen Arbeiterpartei", demjenigen Snowdens folgend, gibt zu denken. Nicht weniger, wenn der Kriegsminister einer sozialistischen Regierung, Tom Shaw, auf die Behauptung, die Abrüstung schaffe Sicherheit, nichts Gescheiteres zu sagen weiss, als „dass dem leider die Erfahrung widerspreche". also was

bürgerliche Kriegsminister auch sagen, und damit Macdonalds schönste Worte, die das Gegenteil erklären, aufhebt. Auch hier also die Schranke des Sozialismus, wie er heute ist.

Wer die gewiss einseitig dargestellte Verderbnis des russischen Regimes anschaulich kennen lernen will, lese Panait Istratis „Vers l'autre flamme".[1]) Einseitig, gewiss, aber es ist das, was wohl fast von allen sozialistischen Parteien zu sagen wäre und was allein schon jene demagogische Selbstgerechtigkeit verhindern müsste, die aus so vielen ihrer Organe stinkt.

Trotzdem — die Erneuerung des Sozialismus ist möglich. Wir dürfen auf Grund mancher Zeichen auch an sie glauben, so schwer es grade in diesem Augenblick ist. Ostern ist immer ein Wunder. Freilich, so wie die Welt ist, kommt es nicht ohne das Kreuz!

4. Endlich die Kirchen.

Was die Kirchen betrifft, so sind Zeichen einer Besinnung zu beobachten. Ein gewisses Siegesgefühl, das durch die vorübergehende Welle einer neuen Kirchlichkeit erzeugt worden war, fängt offenbar an zu weichen. Dafür ist auch alle Ursache vorhanden. Ueberlegen wir bloss die folgenden Zahlen, wobei zu bedenken ist, dass es sich bloss um Preussen handelt. (Bekanntlich betragen die Austritte aus den deutschen protestantischen Landeskirchen seit 1918 etwa 1½ Millionen!):

Nach dem Bericht für die preussische Generalsynode zeigte die Kirchen-Austrittsbewegung in ihrem Land im Lichte der Statistik der letzten Jahre folgendes Bild:

1925	61 691	Austritte	10 417 Rücktritte in die Kirche
1926	94 811		8 314
1927	81 376		7 992
1928	83 732		7 656

Diese Entwicklung wird höchst wahrscheinlich noch ganz andere Formen und Dimensionen annehmen.

Aber nun zeigt sich, wie gesagt, doch etwas wie ein Erwachen. Im „Reformierten Kirchenblatt" (besonders Nr. 7) werden sehr ernste Warnungen vor kirchlicher Selbsttäuschung laut. Solche erhebt, auch anderwärts, besonders eindringlich Eduard Thurneysen. Auch die russischen Vorgänge finden in manchen kirchlichen Kreisen eine Beurteilung, wie man sie hochherziger und weitherziger nicht wünschen kann. So im „Reformierten Kirchenblatt" durch Professor Ernst Stähelin und im „Diakonieboten" (Nr. 6 u. 7), also aus einem Kreise von ganz intensiv christgläubigen Menschen, Pfarrer Marx Heinz. Eine grosse Art hat doch wohl auch die Erklärung der Führer von „Stockholm" über die russischen Ereignisse:

Kundgebung

der Präsidenten der Europäisch-Kontinentalen, Britischen und Orthodoxen Gruppe des Oekumenischen Rates für praktisches Christentum (Stockholmer Weltkirchenkonferenz) zur Religionsverfolgung in Russland.

Durch die Nachrichten über die schwere Bedrückung der Glaubens- und Gewissensfreiheit in Russland sind wir tief erschüttert.

Wir haben weder Beruf noch Absicht, uns in die innere Politik Russlands einzumischen.

Aber kraft unserer Verantwortung als Diener unseres Herrn und Hei-

[1]) Panait Istrati, ein geborener Rumäne, sehr proletarischen Ursprungs, als Dichter (besonders bekannt ist seine „Kyra Kyrolina") gerade in Sowjet-Russland sehr gefeiert, schildert seine eigenen Erlebnisse mit dem bolschewistischen System.

landes Jesus Christus und in Treue gegen die Prinzipien unserer Stockholmer Botschaft von 1925 erheben wir unsere Stimme zum Protest.

Wir versichern die in ihren heiligsten Menschenrechten schwer Verletzten unseres tiefen Mitgefühls.

Wir ermahnen unsere Glaubensgenossen in allen Landen, treuer noch als bisher sich mit den Bedrückten in Bitte, Gebet und Fürbitte zu vereinen und den allmächtigen und barmherzigen Gott anzuflehen,

dass Er den Bedrückten Kraft bis zum Aeussersten gebe,

dass Er der schweren Not unserer Brüder ein Ende mache,

dass Er durch die Wetterzeichen der Zeit uns alle aufrüttele zu neuer Busse für die Versäumnisse der Christenheit und zu neuem brüderlichem Dienst in der Nachfolge unseres Meisters.

Berlin, Winchester, London und Upsala, den 15. März 1930.

Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses D. Dr. Kapler, Präsident der Europäisch-Kontinentalen Gruppe.

Lordbischof von Winchester, Präsident der Britischen Gruppe.

Metropolit von Thyatira Erzbischof Germanos, Präsident der Orthodoxen Gruppe.

Erzbischof Söderblom, Ehrenpräsident der Europäisch-Kontinentalen Gruppe. [1])

Man findet ferner in der „Evangelischen Volkszeitung“ und in der „Evangelisch-sozialen Warte“ Stimmen über das soziale und sozialistische Problem, die Einen sehr freuen dürfen. Es ist besonders Johannes Hasler, der Leiter des Blaukreuzhauses in Basel, der immer wieder dieses weite Herz zeigt. In die gleiche Linie möchte ich einen Artikel von Dr.

---

[1]) Dass auch in Russland das neue Leben nicht so leicht erstickt werden kann, zeigt folgende Notiz einer russischen Zeitung, die wir der in Wernigerode erscheinenden, sehr gut orientierten Zeitschrift: „Dein Reich komme“ entnehmen. („Sekten“ heissen die „Evangeliumschristen“ und die „Baptisten“, überhaupt die sogenannten „Stundisten“.)

„Die Sektenbewegung in U. S. S. R.

Vor zwei Monaten tagte in Moskau feierlich der Kongress der Gottlosen. Zahlreiche Abgeordnete aus den verschiedensten Teilen der U. S. S. R. berichteten davon, wie die antireligiöse Stimmung immer tiefer Fuss fasse im Lande, und schwuren, den Kampf mit den Kirchlichen und Sektierern mit aller Energie zu führen.

Zum Feldherrn des atheistischen Heeres wurde Jarosslavskij ernannt, und er versprach denn auch dem Kongress, alle Kirchen- und Sektenleute zu vernichten.

Und doch — augenblicklich weist die Sowietpresse mit Erregung hin auf das ganz unglaubliche Anwachsen der religiösen Propaganda, insbesondere auf die Predigt der Evangelischen und Baptisten, die immer weiteren Umfang annimmt in den Städten und Dörfern der Union. Ueberall, in Schulen und Dorfräten, in „Kolchosen“ (landwirtschaftlichen Kollektiven) und Sowjetinstitutionen, in Werkstätten und Fabriken, ja sogar in den Komssomolen (kommunistischen Jugendbünden), überall werben die Sektierer eifrig Anhänger und Mitglieder.

In die evangelischen und baptistischen Gemeinden geht hauptsächlich die Jugend, und nicht selten kann man in ihren Reihen männliche und weibliche Komssomolzy finden, die sich rege an den Jugendbünden, die von den Evangelischen organisiert werden, beteiligen.

Den grössten Erfolg haben die Sekten im Süden, im Gouv. Poltawa und Chersson, und Norden im Twerschen. Dort gibt es Landkreise, wo nach den kommunistischen Zeitungen die ganze Bevölkerung „mit sektiererischer Propaganda verseucht ist“.

Otto Meyer, Redaktor der „Evangelischen Volkszeitung", stellen, worin er für die Dienstverweigerer eintritt. (Vgl. E. V. Nr. 11, „Märtyrer".)

Also auch hier Mut! Es sind Vorfrühlingszeichen; sie sind also noch selten; aber sie sind doch da. Es wird noch gewaltige Stürme und Erschütterungen geben, bis die entscheidende Auferstehung, die einer neuen Kraft und eines neuen Lebens der Sache Christi, erfolgt, aber wir dürfen auch an sie glauben.

Chur, 7. April.

Der andere Kampf. Hart ist der Kampf gegen den Militarismus, noch härter der gegen den Mammonismus, am härtesten vielleicht der gegen den Sexualismus.[1]) Das konnte und kann man neuerdings an der wilden Leidenschaft erkennen, welche die Auseinandersetzungen über den Film: „Frauennot — Frauenglück" unter uns erzeugen.

Eine Filmunternehmung (Präsens-Film) ist auf den Gedanken gekommen, es gebe noch ein Gebiet, das bis jetzt nicht kinematisch ausgebeutet worden sei, nachdem man alle Laster und alle Torheit, soweit sie das Kino interessieren, bereits zu Geld gemacht und jegliche Art von Sensation ausprobiert: die Geburt des Menschen und was damit zusammenhängt. Ein genialer Einfall! Man durfte ihn nur nicht etwa dadurch verderben, dass man ihm eine allzu grobe Verwirklichung gab. Diesmal konnte man die Wissenschaft zur Patronin machen, und auch ein moralisches Mäntelchen würde eine gute Wirkung tun; es würde das Heer der harmloseren Sentimentalen, das sehr gross ist, anziehen und dazu das jener Libertiner, die sich auch gerne von Zeit zu Zeit aufs hohe ethische Ross setzen. Kurz, man ging in die kantonale Frauenklinik in Zürich und diese gab sich dazu her, dass sie Vorgänge vom Filmoperateur aufnehmen liess, die auf diese Weise zu behandeln wirklich nur dem Filmkapital einfallen konnte. So kam der Film zustande, dem man dann noch den zügigen Titel „Frauennot — Frauenglück" gab. Er stellt einen Geburtsakt dar, der in der Frauenklinik, nach allen Regeln der Kunst, durch den Kaiserschnitt, vollzogen wird, und daneben das Geschäft einer Abtreiberin. Also ein hochmoralischer Zweck, nicht wahr? Anderes als hochmoralische Zwecke gibt es ja im Kino überhaupt nicht!

Als diese neueste Leistung des Kinos bekannt wurde, erhob sich sofort in Frauen- und Männerkreisen ein empörter Widerstand. Dieser galt von Anfang an nicht irgendwelchen einzelnen Schamlosigkeiten des Films, sondern der fundamentalen Schamlosigkeit, dass ein Vorgang, den bisher das sittliche Empfinden aller einigermassen normalen Menschen als unantastbares Heiligtum empfunden, nun an das freche Licht einer Kinoöffentlichkeit gezogen, zu einer Sensation gemacht und vom Kinokapital ausgebeutet werden solle. Diese elementare Tatsache erregte besonders die stärksten Empfindungen der Frauenwelt, soweit sie noch nicht verdorben ist, so heftig, dass in wenigen Tagen bei der „Frauenzentrale" in Zürich 4000 bis 6000 Proteste, vorwiegend von Frauen, aber auch von Männern eingingen, grösstenteils aus Zürich, aber auch aus der ganzen übrigen Schweiz. (Inzwischen sind es im ganzen 18,000 geworden.) Es ist bloss die Verlogenheit und Geistesroheit der Kampfesweise, die man bei diesen Leuten sattsam kennt, wenn die wildesten Schreier und Schreierinnen unter den Verteidigern des Films seine Gegner sofort als „Mucker" und so fort behandelten. Die Frauen, von denen der Protest ausging, sind durchwegs die besten und geistesfreiesten der Schweiz, die Vorkämpferinnen auf allen Gebieten des sozialen Lebens der

[1]) Ich verstehe unter Sexualismus das, was man im Englischen sexual madness, sexuelle Besessenheit, nennt.

Frau, auch Sozialistinnen darunter, Frauen, welche am kleinen Finger mehr wert sind als die grosse Mehrheit jener Mänaden, die, wie sie für die Abtreibung in Ekstase geraten, so nun ob diesem Film, der das Heiligtum der Frau entweiht, in rasenden Enthusiasmus verfielen. Jene andern Frauen haben auch an sozialer, zum Teil sozialistischer Arbeit beträchtlich mehr und vor allem Besseres geleistet als ihre sozialistischen Verleumder, deren soziale und sozialistische Leistung vielfach die demagogische Irreführung der Arbeiterschaft war und ist. Es haben sich dann zu den Frauen, welche die Initiative zu dem Proteste ergriffen, besonders auch die Katholikinnen gesellt. Dieser Umstand entspricht der Tatsache, dass eben der Katholizismus auf dem Gebiet der sexuellen Ethik gewisse Fundamente jeder Sittlichkeit, die noch irgendwie christlich sein will, ungleich entschlossener verteidigt, als der durchschnittliche Protestantismus. Aber auch Naturforscher und Aerzte, Männner aller Kreise, denen Muckertum vorzuwerfen schon fast so viel bedeutet, wie wenn man dem „Volksrecht" Frömmigkeit oder Prüderie vorwerfen wollte, schlossen sich der Bewegung an. Die zürcherische Aerztegesellschaft erliess von sich aus eine Erklärung gegen den Film.

Es fand auch, von der Frauenzentrale veranstaltet, eine grosse öffentliche Protestversammlung statt. Etwa 1400 Menschen strömten zu ihr, zu vier Fünfteln Gegner des Films. Niemand hatte wohl eine derartige Demonstration erwartet. In drei Parallelversammlungen musste geredet werden. Sprecher waren ein katholischer Arzt, zwei Frauen und der Schreibende. Man spürte, wenn auch nicht in allen drei Versammlungen gleichmässig, die Leidenschaft, die dieses Thema erweckte. Mit gewaltiger Mehrheit wurde eine kurze Protestresolution angenommen. Unter ihrem Eindruck wie dem der vielen Tausende von schriftlichen Protesten Einzelner und ganzer Vereine, ist dann zuerst ein Verbot des Films zustande gekommen, das aber, auf Betreiben der Filmfreunde (wie berichtet wird vor allem durch einen Druck der sozialdemokratischen Drahtzieher auf den Genossen Regierungsrat Pfister, den Vorsteher des kantonalen Polizeidepartementes) dann wieder teilweise zurückgenommen und in eine blosse Abschwächung (Weglassung einiger der anstössigsten Bilder) verwandelt worden. Ein erbauliches Schauspiel, dieses Hin- und Herschwanken einer Regierungsstelle unter wechselnden Einflüssen! Wir wollen sehen, ob man in Bern, wo der Regierungsrat das Verbot erlassen hat, etwas mehr Rückgrat besitzt.

Eine wütende Gegenaktion, in Zürich vor allem vom „Volksrecht" mit dessen bekannten Mitteln geführt, hatte sofort eingesetzt, als sich gegen den Film Widerstand regte. Wenn man den Kern ihrer Argumente herausschält, so ist es etwa der: Der Film sei, weit entfernt unsittlich zu sein, vielmehr „hochmoralisch"; er sei ein „tiefes Erleben", zeige den Ernst und das Glück der Mutterschaft, schrecke von den Praktiken der „wilden" Abtreibung ab; der Kampf dagegen sei Pharisäismus, Muckertum, Seldwylerei, Provinzlertum, gereiche der Schweiz zur Schande und so fort. (Grossartig selbständige Haltung ist für diese Art von Freiheitsmannen offenbar die lakaienhafte Nachahmung und Anbetung jedes Schundes, wenn er nur von Berlin oder Paris kommt!) Ein besonderer Trumpf ist das Argument, die grosse Mehrheit der Protestierenden habe ja den Film gar nicht gesehen. Dazu gesellte sich der andere, man protestiere gegen die schmutzigen und gemeinen Filme nicht, nur gegen diesen im Grunde „hochmoralischen".[1])

Um mit dem letztern Einwand zu beginnen, so kommt gerade an diesem Punkte der Kern des Problems zum Vorschein. Nebenbei: es ist

[1]) Es blieb leider einem Einsender im „Aufbau" vorbehalten, den Protestierenden verdeckte Lüsternheit vorzuwerfen und überhaupt das Gemeinste zu sagen, das mir in dieser Sache unter die Augen gekommen ist.

natürlich ein demagogischer Trick. Denn es ist ja sonnenklar, dass die Protestierenden gegen den Schmutz- und Schundkino überhaupt sind, und im übrigen wurde an der Protestversammlung noch ausdrücklich betont, dass diese nur ein Auftakt zu einem umfassenderen Kampf sein solle. Aber es ist auch sonnenklar, warum gerade an diesem Punkte die Protestaktion einsetzte. Denn eine gegen den Schmutz und Schund der üblichen Art wäre sinnlos gewesen. Dass jeder anständige Mensch gegen diese ist, versteht sich von selbst, und wir haben dagegen schon lange gekämpft.[1]) Dass das grobe Laster und auch die gewöhnliche sexuelle Lüsternheit zu verurteilen sind, ist nicht weniger klar. Hier aber lag etwas Neues vor: einmal sollte etwas, was bisher unter uns doch noch nie vom Kino dargestellt worden war, die Mutterwerdung, ihm nun verfallen, sodann sollte dies im Namen von Wissenschaft, Aufklärung und Moral geschehen. Das war und ist viel gefährlicher, weil das Verderbliche daran nicht so leicht durchschaut werden kann.

Worin liegt dieses denn?

Damit kommen wir auf den andern Vorwurf: dass die meisten der Protestierenden den Film ja gar nicht gesehen hätten. Auch das ist natürlich ein ganz nichtiger Einwand. Der Protest richtet sich ja, wie gesagt, gar nicht gegen Einzelheiten des Films, sondern gegen die von niemand geleugnete Tatsache, dass er den Geburtsakt zum Gegenstand einer Kinovorstellung macht. Und das ist denn auch der Kern des Problems, den man sich durch nichts verhüllen lassen darf: Das Filmkapital auf der Suche nach neuer Sensation und Ausbeutungsgelegenheit, hat eine neue Möglichkeit entdeckt: den Geburtsakt. Dagegen und dagegen allein hat sich der elementare Widerstand derer erhoben, deren Empfindung für das Heilige noch nicht durch modernistische Sophistik oder sittliche Abstumpfung verdorben ist.

Um diesen Protest zu erheben, brauchte man den Film nicht zu sehen. Es genügten grade die verherrlichenden Berichte darüber. (Uebrigens hat der Schreibende durch seine Frau, auf deren Urteil er sich verlassen darf, die schliesslich nur sein Alter Ego ist, und die den Film gesehen hat, sich über den Eindruck, den er macht, orientieren lassen.) Jener Protest von allen Seiten her war durchaus die Stimme der sittlichen Wahrheit.

Nun aber ist es besonders eine Tatsache, die dem Schreibenden und manchem Andern vor allem zu schaffen macht: dass ausgerechnet der Sozialismus, in seiner journalistischen und offiziellen Vertretung wenigstens, sich mit dem Kinokapitalismus, einem der schlimmsten, volksschädlichsten Formen alles Kapitalismus, verbündet, um ihn in der Ausbeutung eines fundamentalen menschlichen Heiligtums zu seinen mammonistischen Zwecken zu unterstützen. Ausgerechnet dieser Sozialismus, der von „bürgerlichen" Protestlern faselt, arbeitet mit der — noch einmal seis gesagt — wüstesten, volksfeindlichsten Form alles Kapitalismus zusammen und begeistert sich dafür, dass Proletarierinnen für 150 Franken sich dazu hergeben, im Augenblick des Gebärens vom Filmoperateur photographiert zu werden. Es wird doch keiner den Mut haben, zu behaupten, dass etwa die Kinogesellschaft mit ihrem Vorgehen der Moral und Aufklärung, oder gar dem Kampf gegen die Abtreibung habe dienen wollen. Wer dem Kino diesen Glauben schenkt, der soll gerade auch die Börsenspekulanten für Priester des Menschentums und vielleicht auch Bahnbrecher des Sozialismus erklären. Aber freilich, wundern darf man sich nicht, wenn die gleichen Leute, die sonst die Ungläubigen spielen und bei allem, was

[1]) Das dürfte auch Dr. Hoppeler wissen, der die Behauptung wagt, die Protestierenden hätten das bisher unterlassen. Dr. Hoppeler muss natürlich zeigen, dass er stets und immer noch „besser" ist als die Andern.

nicht aus ihrer Küche stammt, „Bürgerlichkeit“ oder „Kapitalismus“ wittern (man denke nur an ihr Verhältnis zum Völkerbund), nun auf einmal mit enthusiastischem Glauben auf — das Kinokapital hineinfallen. An etwas muss halt der Mensch glauben. Von „Verbürgerlichung“ zu reden, hiesse hier ein zu schönes Wort brauchen, man muss andere brauchen und jedenfalls auch von Missbrauch der Arbeiterbewegung zugunsten einer aufs Ethische angewandten Freigeisterei dritten Ranges reden.

Die Argumente der Filmfreunde halten keiner ernsthaften Prüfung stand. Dass der Film eine einzige Frau von der Abtreibung abhalte, glaube, wer dafür glaubensbereit oder dumm genug ist. Sehr viel wahrscheinlicher ist, dass er, besonders in Verbindung mit der ungefähr gleichzeitigen Aufführung des „Cyankali“, das zugestandenermassen eine Propaganda für die Aufhebung des Abtreibungsverbotes bedeutet, eine Ermunterung für die Abtreibung sei. Er wird durch die Aufhebung einer letzten Schranke der Ehrfurcht vor der Heiligkeit des geschlechtlichen Lebens vollends allen Geistern der Frechheit und Gier freie Bahn schaffen helfen. Was von dem „Erleben“ über diesem Film geredet wird, macht mir sehr wenig Eindruck. Ich muss dabei zu sehr an all das Zeug denken, das man besonders zu Beginn des Krieges von all dem „Gotterleben“ und Aehnlichem des Schützengrabens lesen konnte. Das hat sich bekanntlich nach und nach sehr anders gestaltet! So mag auf halbwegs ernsthafte Besucher dieser gynäkologischen Aufführung die erste Wirkung ein gewisses Staunen, sich vielleicht bis zur Ergriffenheit steigernd, sein, aber das wird nur so lange sein, als die Neuheit anhält, nach und nach wird die Abstumpfung eintreten und das Ende wird die Verwüstung und Versumpfung eines Heiligtums bilden. Wobei übrigens doch, gegenüber den Hymnen auf die hohe Moralität des Films, betont werden muss, dass dieser auch Partien enthielt, die jedem, dessen Moralbegriffe nicht auf den Kopf gestellt sind, als Verherrlichung der Leichtfertigkeit bezeichnen muss. Am wenigsten Eindruck macht mir die im Kino vorgenommene Abstimmung. Denn die Masse der Besucherinnen setzte sich selbstverständlich aus Leuten zusammen, die von vornherein für die Sache eingenommen und durch Kino, „Volksrecht“ und „Kämpfer“ längst dafür vorbereitet waren.

Ich komme immer auf das Eine und Entscheidende zurück: diese Sache gehört nicht ins Schaufenster. Wer sie dorthin stellt, schändet ein Heiligtum. Niemand von uns hat etwas dagegen, wenn unter Umständen, die den rechten Ernst der Aufnahme soweit als möglich verbürgen, auch diese heiligsten Dinge, in ehrfürchtiger Form, Gegenstand der Darstellung werden, aber zwischen diesem Berechtigten und der Ausstellung vor der breitesten Oeffentlichkeit und Ausbeutung durch das Kinokapital ist ein Unterschied von Tag und Nacht. Der Protest gegen dieses Vorgehen bedeutet einen Kampf für die Würde nicht nur der Frau, sondern des Menschen überhaupt, einen Kampf für das Fundament aller Sittlichkeit und darum alles Menschentums: die Ehrfurcht vor dem Heiligen.

Man überlege doch, um sich die einfache Wahrheit klar zu machen, Folgendes: Eine Frau kämpft ihre schwere Stunde durch und schwebt zwischen Leben und Tod. Ihr Gatte macht draussen in der Wohnstube (oder auch in seinem Studierzimmer!) diese furchtbaren und doch so heiligen Stunden mit durch. Da kommt ein Filmoperateur und bittet, die Geburt aufnehmen zu dürfen. Welcher Mann von gesundem Empfinden wird darauf nicht mit einem Fusstritt antworten — auch wenn dieser Fusstritt nicht physisch, sondern moralisch wäre? (Uebrigens schadete auch der physische nicht!) Gerade so gebührt einem Film, der diese Frechheit im Grossen vollziehen will, ein Fusstritt. Nur ein von aller Wahrheit abgekommenes Empfinden kann anders fühlen.

Auch dies sei im Zusammenhang damit gesagt: Kein Mann mit gesundem Empfinden wünscht, wenn er nicht Arzt ist,[1]) einen Geburtsakt zu sehen, auch nicht einmal der verheiratete Mann den seiner eigenen Frau. Und zwar aus heiliger Scheu. Und nun gar einer fremden Frau! Und nun gar ein lediger junger Mann! Man komme mir nicht mit dem „grossen Erleben" und ähnlichem Schwindel. Ein junger Mann, der eine Geburt zu sehen wünscht, ist ein verdorbener Mensch. Vielleicht, dass es solchen verdorbenen Menschen schon gut täte, den Ernst dieser Dinge zu erfahren — zugegeben, ich habe das oft genug gesagt — aber es soll nicht durch das Kino geschehen!

Ich sehe in dem ganzen wilden Getobe für den Film und gegen sein Verbot nur ein Symptom der tiefen Entartung unseres Geschlechtes. Zwar muss ich wegen des Verbotes bemerken, dass es mir wenigstens auf ein solches nicht angekommen ist, sondern auf die Aufrüttelung des öffentlichen Gewissens.[2]) Trotzdem macht sich der Lärm über bedrohte Geistesfreiheit und gar noch Moral von seiten der Filmfreunde lächerlich. Sie befinden sich als Verteidiger von Moral und Geistesfreiheit in einer Rolle, die den meisten entschieden nicht steht. Gewisse Leute, die zuerst noch das Abc ethischen Denkens lernen müssten, auf dem hohen Stuhl der Ethik „sittliche Verwirrung" schlichtend, ist ein grotesker Anblick. Dieser ganze Sturm gegen die Unterdrückung der Geistesfreiheit kommt mir im allgemeinen ziemlich unglaublich vor. Eine solche Erhebung gegen Unterdrückung der Geistesfreiheit hätte jedenfalls in der Sphäre des Sozialismus geeignetere Objekte. Gewiss wäre sie oft am Platze, aber wir haben meistens umsonst darauf gewartet; sie stellt sich merkwürdigerweise erst ein, wo es sich um eine Filmsensation handelt, während man — ich muss darauf zurückkommen — fast Monat für Monat junge Männer für die Befreiung der Welt von der Pest des Krieges ins Gefängnis gehen und sie auch moralisch misshandeln lässt, ohne sich auch nur einen Augenblick aufzuregen.[3])

Nein, es steckt hinter diesem Kampf und seiner Leidenschaft etwas ganz Anderes als der um die Geistesfreiheit gegen Seldwyla und Muckertum. Was denn? Es ist nicht leicht zu formulieren. Ich betone nochmals die seltsame Tatsache der wilden Leidenschaft, die sich grade mit den Kämpfen um diese Dinge zu verbinden pflegt. Es muss hier etwas Anonymes im im Spiel sein, etwas, was den Kämpfern selbst nicht bewusst zu sein braucht. Da scheint mir denn Frau Elisabeth Thommen in einem Artikel, der überhaupt am ehesten den Grund des Problems berührt, etwas Zutreffendes gesagt zu haben: Es ist, sagt sie, selbst auch eine Verteidigerin des Films, der Kampf zweier Weltanschauungen. Ich möchte lieber sagen: zweier „Religionen". In der rasenden Leidenschaft Vieler für das, was sie für sexuelle Freiheit halten, offenbart sich das charakteristische Element eines Götzendienstes. Bei Menschen wie Frau Thommen und ihren

[1]) Oder werden will.

[2]) Es ist weder in der Protestresolution noch in der Protestversammlung meines Wissens ein Wort von einem Verbot gesagt worden.

[3]) Wenn einige der Verteidiger des Films das getan haben, so doch von ferne nicht mit der Leidenschaft, wie sie sich für den „gynäkologischen Film" ins Zeug gelegt haben. Am wenigsten ist das „Volksrecht" (um von den Kommunisten zu schweigen!) berufen, den Champion der Freiheit zu spielen, es, das bei gewissen Abstimmungen die Einsendungen anders denkender Genossen in den Papierkorb wirft, das einen Dienstverweigerer beschnoddern lässt und über die Verhandlung seines Falles, in der ein Genosse (Nationalrat Farbstein) glänzend die Verteidigung führt, bedeutend abschätziger berichtet als die „Neue Zürcher Zeitung".

engern Gesinnungsfreunden: Jakob Bührer, Felix Möschlin und so fort ist es freilich etwas Anderes. Sie sind — was bei Dichtern schon merkwürdig scheinen möchte — Vertreter eines rationalistischen und utilitarischen Altruismus. Wissenschaft, Technik, Aufklärung, Organisation des Wohlstandes und darauf gegründet eine entsprechende Kultur: das ist das Menschentum, das ihnen vorschwebt. Dafür treten sie mit Begeisterung und manchmal auch mit Mut ein. Aber dafür können sie, wie Frau Thommen ganz richtig ausführt, das Element des „Heldentums" nicht brauchen und also auch nicht jene Ehrfurcht, die für mich das Fundament aller Sittlichkeit, alles Menschentums, alles wirklichen Sozialismus, aller Demokratie, aller Freiheit bildet. Für mich aber bedeutet dieser Rationalismus und Utilitarismus mit seinem Mangel an Verständnis für das Geheimnis des Lebens Wüstenwind und Wüstensand.[1])

Wir stossen hier also wirklich auf den entscheidenden Punkt: jene Ehrfurcht ist im letzten Grund die vor dem heiligen Gott. Wo der Glaube an ihn hinfällt, da wird auch sie nach und nach verschwinden. Was zuletzt übrig bleibt, ist freilich nicht der Mensch, sondern das Tier und der Dämon. Das hat man gesehen und wird man weiter sehen. Ich habe darum in jener Protestversammlung, wohl überlegend, was ich tue, gewisse Erscheinungen unserer Tage, besonders auch das, was ich am Anfang Sexualismus genannt habe, als eine Frucht der Gottlosigkeit erklärt und bleibe dabei.

Das ist der letzte Sinn dieses Kampfes, aufs Prinzipielle gesehen. In den einzelnen Menschen freilich, die daran teilnehmen, durchkreuzen sich allerlei Motive und sie sind sich des Letzten, worum es sich handelt, selten bewusst. Dieses aber gilt es zu bedenken! Hier wird der Entscheidungskampf gekämpft.

Und noch Eins! Ein Sozialismus, der die Heiligkeit des Menschen an ihrer Wurzel zerstört, übt Selbstmord. Ich sage noch einmal: es ist unverantwortlich, ist Frevel, wenn die Arbeiterbewegung für solche Dinge missbraucht wird, die nichts mit ihr zu tun haben, ja ihre Lebenswurzel vernichten. Keine Agitation kann gutmachen, was durch diesen Missbrauch dem Sozialismus an moralischer Werbekraft verloren geht. Was wollen wir künftig, ohne Heuchler zu sein, auf gewisse Vorwürfe gegen den Sozialismus antworten? - Wenn aber der Tag des sittlichen Erwachens kommt — und er wird kommen — dann wird ihm die Rechnung präsentiert werden. — Aber auch ein Antimilitarismus, der nicht vor dem Geheimnis des Lebens stille steht, hebt sich selbst auf. Wenn man mit rationalistischer Nüchternheit sagt: „Warum denn sollte man nicht auch die Geburt im Kino darstellen?" (und eines Tages geht man vielleicht noch einen Schritt weiter und sieht eine wunderbare Moral in der Darstellung des Zeugungsaktes — warum nicht?), dann mag man auch mit dem gleichen Rechte fragen: „Warum sollen nicht durch Krieg zwölf Millionen Menschen abgeschlachtet werden? Sie müssen ja doch einmal sterben." Offen gestanden: wenn ich die Wahl habe, gehe ich noch lieber mit einem Militarismus, bei

[1]) Wie weit es übrigens mit der Geistesfreiheit dieser Menschen, die sich als ihre Vorkämpfer fühlen, her ist, beweist der Umstand, das die gleiche Elisabeth Thommen (meines Wissens die Gattin Jakob Bührers) glaubt, dem Schreibenden und dem katholischen Arzt von vornherein den Anspruch, auch als geistesfreie Menschen, einfach im Namen der von uns gesehenen Wahrheit, zu reden, dadurch rauben zu können, dass sie diesen einen „Katholiken" und mich einen „Pfarrer" nennt. (Ich bin seit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr Pfarrer!) Nein, Geistesfreiheit sieht denn schon anders aus, weniger kleinkalibrig, Frau Elisabeth Thommen!

dem jene letzte Ehrfurcht noch übrig geblieben ist, als mit einem Antimilitarismus, der sie preisgibt.

Ich habe der Bitte der Frauenzentrale, bei jener Protestversammlung als Mann ein Wort zu sagen, entsprochen. Damit habe ich nur das vertreten, dem mein ganzer Lebenskampf gilt. Ich hätte und habe es vor zwanzig Jahren nicht anders gehalten. Wer eine neue Welt will, darf nicht damit beginnen, dass er ihre Grundlagen zerstört oder zerstören lässt.

4. April. L. Ragaz.

Lenin zum Sexualproblem. In diesem Augenblick, wo der Sozialismus, wenigstens in seinen mehr oder weniger offiziellen Wortführern, sich zum Anwalt des Kinokapitalismus und der Geburtswehen als einer Kinosensation aufwirft und Nobs-Heeb — Bobst-Hitz-Brupbacher endlich wieder ihr gemeinsames Herz entdeckt haben, bietet es ein besonderes Interesse, zu hören, was ein der „Muckerei" unverdächtiger Sozialist, nämlich Lenin, über das Sexualproblem sagt. Die Stelle, die wir der „Neuen Generation" (Nr. 1/2, 30) entnehmen, stammt aus Klara Zetkins: Erinnerungen an Lenin. Lenin erklärt:

„Die veränderte Einstellung der Jugend zu den Fragen des sexuellen Lebens ist natürlich „grundsätzlich" und beruft sich auf eine Theorie. Manche nennen ihre Einstellung „revolutionär" und „kommunistisch". Sie glauben ehrlich, dass dem so sei. Mir Altem imponiert das nicht. Obgleich ich nichts weniger als finsterer Asket bin, erscheint mir das sogenannte „neue sexuelle Leben" der Jugend — manchmal auch des Alters — oft genug als rein bürgerlich, als eine Erweiterung des gut bürgerlichen Bordells. Das alles hat mit der Freiheit der Liebe gar nichts gemein, wie wir Kommunisten sie verstehen. Sie kennen gewiss die famose Theorie, dass in der kommunistischen Gesellschaft die Befriedigung des sexuellen Trieblebens, des Liebesbedürfnisses, so einfach und belanglos sei, wie „das Trinken eines Glases Wasser". Diese Glas-Wasser-Theorie hat einen Teil unserer Jugend toll gemacht, ganz toll. Sie ist vielen jungen Burschen und Mädchen zum Verhängnis geworden. Ihre Anhänger behaupten, dass sie marxistisch sei. Ich danke für einen solchen Marxismus, der alle Erscheinungen und Umwandlungen im ideologischen Ueberbau der Gesellschaft unmittelbar und gradlinig aus deren wirtschaftlicher Basis ableitet. Gar so einfach liegen denn doch die Dinge nicht. Das hat ein gewisser Friedrich Engels schon längst betreffs des historischen Materialismus festgestellt.

Die berühmte Glas-Wasser-Theorie halte ich für vollständig unmarxistisch und obendrein unsozial. Im sexuellen Leben wirkt sich nicht bloss das Naturgegebene aus, auch das Kulturgewordene, mag es nun hoch oder niedrig sein; Engels hat in seinem „Ursprung der Familie" darauf hingewiesen, wie bedeutsam es ist, dass sich der allgemeine Geschlechtstrieb zur individuellen Geschlechtsliebe entwickelt und verfeinert hat. Die Beziehungen der Geschlechter zu einander sind doch nicht einfach ein Ausdruck des Wechselspiels zwischen der Wirtschaft und einem physischen Bedürfnis, das durch die physiologische Betrachtung gedanklich isoliert wird. Rationalismus, nicht Marxismus wäre es, die Umwandlung dieser Beziehungen für sich und losgelöst aus ihrem Zusammenhang mit der gesamten Ideologie unmittelbar auf die wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft zurückführen zu wollen. Nun gewiss: Durst will befriedigt sein. Aber wird sich der normale Mensch unter normalen Bedingungen in den Strassenkot legen und aus einer Pfütze trinken? Oder auch nur aus einem Glas, dessen Rand fettig von vielen Lippen ist? Wichtiger als alles ist aber die soziale Seite. Das Wassertrinken ist wirklich individuell. Zur Liebe gehören zwei, und ein drittes,

ein neues Leben kann entstehen. In diesem Tatbestand liegt ein Gesellschaftsinteresse, eine Pflicht gegen die Gemeinschaft.

Als Kommunist habe ich nicht die geringste Sympathie für die Glas-Wasser-Theorie, auch wenn sie die schöne Etikette trägt: „Befreiung der Liebe".

Nicht etwa, als ob ich mit meiner Kritik die Askese predigen möchte. Der Kommunismus soll nicht Askese bringen, sondern Lebensfreude, Lebenskraft auch durch erfülltes Liebesleben. Jedoch meiner Ansicht nach gibt die jetzt häufig beobachtete Hypertrophie des Sexuellen nicht Lebensfreude und Lebenskraft, sie nimmt nur davon."

Protestkundgebung gegen den Flugzeugkredit. Auf Einladung der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit, der Arbeitsgemeinschaft antimilitaristischer Zürcher Lehrer, der Intern. Frauenliga für Frieden und Freiheit und von neun Jugendgruppen Zürichs fand am Mittwoch, 19. März, im Volkshaus Zürich eine Protestkundgebung statt gegen den 20 Millionenkredit für Kriegsflugzeuge. Die 600köpfige Versammlung hat nach Anhörung von Referaten von Prof. Dr. L. Ragaz, Frau Martha Früh-Girsberger und Lehrer Werner Schmid und nach ausgiebig benützter freier Aussprache nachfolgende Resolution einstimmig angenommen:

1. Wir sind grundsätzliche Gegner jeden Krieges und jeder Kriegsrüstung. Bei der heutigen Weltverbundheit der Menschen ist jeder Krieg ein Bruderkrieg.

2. Die systematische Vorbereitung für den Krieg mit dem Hinweis auf das Notwehrrecht zu motivieren, erscheint uns als eine Verirrung des Menschengeistes. Die moderne Kriegführung, die das Hinterland, die unbewaffnete Zivilbevölkerung zum Hauptangriffsobjekt macht, ist keine Notwehr.

3. Wir stehen auf dem Boden des Kriegsächtungspaktes, der den Krieg als untaugliches Mittel zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Nationen erklärt. Es erscheint uns als verhängnisvolle Illusion, nach dem Erlebnis des Weltkrieges weiterhin den Frieden und die Landesverteidigung in einer möglichst starken Kriegsrüstung zu erblicken.

4. Wir erblicken die Rettung und Sicherung aller Völker und im besonderen unseres Landes in der Abkehr vom Rüstungswahn. Wir wenden uns daher gegen die bundesrätliche Vorlage für einen 20 Millionenkredit zur Anschaffung von neuen Kriegsflugzeugen, weil eine solche Aufrüstung die Illusion der Landesverteidigung durch Vernichtungsmittel verstärkt.

5. Wir Jungen protestieren gegen diese Aufrüstungsvorlage, weil sie allem, wornach wir streben und wozu unsere Eltern und Erzieher uns begeistert haben, widerspricht: sie schlägt dem Gedanken des Weltbürgertums, der Bruderschaft aller Menschen ins Gesicht.

Wir Frauen und Mütter lehnen es ab, dass man in unserm und unserer Kinder Namen immer neue Rüstungsausgaben fordert. Wir wissen aus dem Munde militärischer Sachverständiger, dass wir gerade durch den Angriff mittelst Flugzeugen den Brisanz-, Brand- und Gasbomben schutzlos preisgegeben werden. Wir weigern dem Staate das Recht, unsere Söhne für solche wahnsinnige Metzelei vorzubereiten.

Wir Bürger, Väter und Erzieher, sind beschämt über die Politik unserer Landesregierung, die zur gleichen Zeit, da sie feierlich den Kriegsächtungspakt unterzeichnet und mit fast allen Staaten Schiedsgerichtsverträge abschliesst, neue Rüstungskredite fordert. Eine solche Politik ist eine Politik der Heuchelei, die in hohem Masse geeignet ist, Misstrauen gegen unsere Friedensbeteuerungen zu wecken und daher eine Gefahr

für unser Land und Volk darstellt. Wir sind entrüstet, dass dieser Aufrüstungskredit dem Referendum entzogen werden soll und müssen diese Umgehung der Volksbefragung dahin deuten, dass unsere Landesbehörde der Zustimmung des Volkes sich nicht sicher glaubt.

6. Wir fordern alle Männer und Frauen, alle Jugendlichen auf, mit uns schärfsten Einspruch zu erheben gegen diese Kriegsflugzeugvorlage und unsern Behörden zu erklären: Wir wollen nicht, dass die Schweiz das Prinzip des Völkerbundes und der Schiedsgerichtsbarkeit verrate durch den Unglauben an die friedliche Schlichtung von Konflikten. Wir wollen nicht eine ständige gefährliche Erhöhung der nutzlosen Militärausgaben. Wir fordern die Abrüstung und die Verwendung der heutigen Militärkredite zum Schutz der Schwachen und Alten gegen die soziale Not, die uns tagtäglich bedroht.

Der Fall Liechtenhan. Von einem „Fall" Liechtenhan ist allerdings zu reden. Er beleuchtet unsere ganze schweizerische Lage so grell als nur möglich.

Die Sache liegt nämlich so: Pfarrer Liechtenhan, zurzeit an der Matthäuskirche in Basel wirkend, auch schon seit Jahren als Dozent an der theologischen Fakultät der dortigen Universität tätig, ist von der theologischen Fakultät der Universität Bern als Nachfolger von Professor Hadorn auf den Lehrstuhl für Neues Testament vorgeschlagen worden. Dieser Vorschlag erfolgte einstimmig. Und nun hat der Regierungsrat diesen einstimmigen Vorschlag der allein wirklich kompetenten Behörde unter den Tisch gewischt, um dafür einen Reichsdeutschen von Berlin her, Wilhelm Michaelis, zum Lehrer der künftigen bernischen Pfarrer zu berufen. Warum nicht Liechtenhan? Etwa weil er nicht wissenschaftlich ausgewiesen wäre? Keine Rede! Die theologische Fakultät von Bern (in der doch sicher nicht lauter Antimilitaristen sitzen) hat jedenfalls keinen Stümper vorgeschlagen. Liechtenhans wissenschaftliche Gediegenheit ist längst bekannt. Neuerdings ist von ihm ein Buch über „Paulus" erschienen, das davon zeugt. Oder fehlt es ihm etwa am Glauben? Ist er irgendwelchen modernen Götzen zugetan? Nein, dieser Lehrer des Neuen Testamentes Jesu Christi hat den schweren Fehler, dass er gegen den Krieg ist, denn das heisst ja Antimilitarist sein: radikal gegen den Krieg sein, nichts Anderes. Und radikal gegen den Krieg sein, heisst eben: für die Abrüstung sein. So hat denn Liechtenhan jene auch den meisten Lesern gewiss bekannte vortreffliche Schrift geschrieben: „Ist Abrüstung Christenpflicht?" und hat diese Frage bejaht. Das macht ihn im „Völkerbundsland" Schweiz, in ihrem kirchlichsten Kanton, unmöglich. Ein solcher Mann kann nicht das Neue Testament Jesu Christi auslegen!

Aber dieser Fall Liechtenhan hat nicht nur Bedeutung für das Thema: „Kirche und Militarismus", sondern auch für das andere: „Schweizertum und Militarismus". Die Hüter unseres schweizerischen Militärgötzen tun bekanntlich, als ob ihnen die „Unabhängigkeit der Schweiz" so ungeheuer am Herzen läge und sie darum die Armee verteidigten. Und nun berufen sie zur Verteidigung der Unabhängigkeit der Schweiz einen — deutschen Professor, über den sie gewiss Sicherheit haben muss, dass er kein „Antimilitarist" sei, was natürlich noch allerlei Anderes bedeutet, nur kein Schweizertum. Der Fall steht aber nicht vereinzelt da. Dreimal nacheinander sind jetzt wichtige theologische Lehrstühle der deutschen Schweiz: nacheinander in Zürich, Basel und Bern, mit Reichsdeutschen besetzt worden, die sicher alle Nationalisten sind. Die erziehen uns also schon schweizerisch gesinnte Pfarrer! Dazu sind sie Lutheraner, entfremden also unsere evangelischen Schweizerpfarrer dem edelsten Gut, das die Schweiz hat und untergraben ihre tiefsten Fundamente. Denn dazu

rechne ich, ohne es, wie die Leser wissen, als letztes Wort der Wahrheit zu betrachten, das reformierte Christentum. Seltsam: Gerade zu einer Zeit, wo man dieses von verschiedenen Seiten her zu erneuern versucht, beruft man einen lutherischen Professor nach dem andern zum Lehrer unserer künftigen Pfarrer an unsere Universitäten.

Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen. Ich habe nichts dagegen, dass immer wieder reichsdeutsche Theologen zu uns berufen werden, auch wenn sie Lutheraner sind. Es ist dies für Geistesaustausch und Blutauffrischung gut und notwendig. Nur ausschlaggebend dürfte dieser Einfluss an unsern Fakultäten umso weniger werden, als er noch auf allerlei andere Weise, namentlich infolge des Studiums unserer Pfarrer an deutschen Universitäten und des starken Uebergewichts der deutschen theologischen Literatur bei uns, wahrhaftig schon stark genug wirkt. Aber drastisch, ja grotesk wirkt dieser Sachverhalt, wenn man ausgerechnet zur Wahrung der Unabhängigkeit der Schweiz einen Professor aus Berlin holt!

Es kommt noch etwas besonders Interessantes dazu. Ich lese im „Kirchenfreund", dem Organ der „Positiven" (Nr. 6), dass diese froh seien, in dem Gewählten einen „positiven" Gesinnungsgenossen bekommen zu haben. Nun müsste ich mich gar sehr irren, sonst ist Liechtenhan nach seinem theologischen Bekenntnis durchaus positiv, vielleicht, ja wahrscheinlich positiver als der Gewählte. Was bedeutet also „positiv" sein für diese Berner Christen? Offenbar nicht, an die biblische Offenbarung, an die „Gottheit Christi", an das „Uebernatürliche" glauben, sondern für das Militär, die Kaserne und überhaupt für die bestehenden Zustände sein. Also nicht mehr, wie früher, das Kreuz, sondern der Säbel ist scheints das Zeichen „positiven Christentums"! Oder aus welchem andern Grunde verwirft man denn Liechtenhan, den Vorgeschlagenen der ganzen Fakultät? Wunderliche, aber lehrreiche „theologische Entwicklungen", fürwahr!

Aber diese Sache reicht noch viel weiter. Unsere Militaristen umschwärmen einen von Seekt — wenn sie ihn auf einen Lehrstuhl berufen könnten, wären sie gewiss selig —; diese Militaristen gehören sehr häufig zu den Kreisen, denen es keine Skrupeln macht, eine schweizerische Industrie ins Ausland zu verlegen, durch schweizerisch maskierte Gesellschaften auswärtigem Kapital die wirtschaftliche Herrschaft über die Schweiz zu verschaffen und so fort.

Das ist die Sachlage, welche der Fall Liechtenhan nur mit grellem Licht beleuchtet: wir verraten die Unabhängigkeit der Schweiz auf alle Weise und auf allen Gebieten und dann toben wir um die Armee, dass sie diese Unabhängigkeit verteidige, die wir auf alle Weise und auf allen Gebieten verraten — ja, je mehr wir sie verraten, desto lauter toben wir um die Armee.

Es besteht nämlich zwischen beidem ein sehr enger Zusammenhang!

Für die Wasserbeschädigten in Frankreich sind bei uns eingegangen: Von Pfr. O. F. in St. Fr. 10.—. Warmen Dank!

Für China. Die Bewegung hat nun überall eingesetzt. Bei uns allein sind rund 27 000 Fr. eingegangen, in der ganzen Schweiz gegen 100 000 Fr. Aber das darf erst ein Anfang sein.

Der Aufsatz von Prof. Witte wird von uns als Flugschrift herausgegeben und gratis verteilt. Wir möchten alle Leser, die sich an dem Hilfswerk weiter beteiligen wollen, bitten, sie bei uns in kleineren oder grösseren Posten zu beziehen.

Personalia. Der verstorbene englische Staatsmann Balfour, zuletzt besonders durch die Balfour-Erklärung, welche Palästina als „Heimstätte"

des jüdischen Volkes anerkennt, berühmt geworden, gehörte zu der langen Reihe jener englischen Politiker, die nicht nur selbst im Besitz der höchsten Kultur ihres Volkes und der Menschheit überhaupt waren, sondern diese auch durch wissenschaftliche, literarische und philosophische Arbeit mehren halfen. Balfour hat wohl als Religionsphilosoph Wertvolleres geleistet denn als Politiker. Sein Buch: „Die Grundlagen des Glaubens" hat mich einst stärker beeinflusst als irgend ein Professor der Theologie. L. R.

Aus der Arbeit

Die Mütterwoche im Bendeli.

Die diesjährige Mütterwoche im Bendeli hat auf ein etwas späteres Datum als gewöhnlich angesetzt werden müssen. Sie findet in der Woche vom 29. Juni bis 5. Juli statt. Als Referentin ist Frau Dr. med. N. Oettli gewonnen worden, die über Erziehungsfragen reden wird. Ein ausführlicheres Programm wird in der nächsten Nummer bekanntgegeben werden. Es lag uns nur daran, schon heute das Datum mitzuteilen, damit sich alte und neue Bendelimütter dasselbe merken und die Woche freihalten können. Für eine frühzeitige, ganz unverbindliche Anmeldung wären wir dankbar.

Frau C. Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4.
Frau L. Wettler, Wonnebergstrasse 69, Zürih 8.

Internationaler Kampf gegen Opium und Rauschgifte.

Die Vorbereitungen für die von der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit veranstaltete Internationale Konferenz gegen Opium und Rauschgifte, die in Genf den 28. und 29. April abgehalten wird, sind jetzt gut vorgeschritten. Die letzte Sitzung der Opiumkommission des Völkerbundes in Genf hat grosses Interesse für diese Frage hervorgerufen. Die Mitwirkung von Rednern aus verschiedenen Ländern ist gesichert; Shen Pen Chiang wird über China, Ali El Ghaiaty über Aegypten, Tarini P. Sinha über Indien, Camille Drevet über Frankreich, Edith Pye über England, Franz Schmidt über die Schweiz usw. berichten. Alle Redner sind völlig unabhängige Persönlichkeiten; sie sind weder durch Beruf noch andere Bindungen gebunden; sie können sich völlig frei äussern. Zwei bekannte Schweizer Aerzte, Dr. Blum-Sapas (Bern) und Dr. Alec Cramer (Genf) werden über die unheilvollen Folgen der Rauschgiftsucht und ihre Bekämpfung sprechen. Die wirtschaftliche Lage wird von A. E. Blanco, der seit 25 Jahren ununterbrochen im Kampf gegen Opium steht, erörtert. Marcelle Capy wird auf der öffentlichen Abendversammlung sprechen.

Die von der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit in den letzten Zeiten veranstalteten Konferenzen in England, Frankreich, Deutschland und Holland haben grossen Erfolg gehabt und haben das wachsende Interesse für diese Probleme bewiesen; man erwartet, dass die Genfer Zusammenkunft gut besucht sein wird. Für Aerzte, Lehrer, Politiker, Krankenpfleger, Forscher, alle sozial Arbeitenden wird die Konferenz von besonderem Interesse sein. Diskussionen werden bei jeder Sitzung stattfinden, und am Schlusse der Konferenz werden die praktischen Mittel, die zur Beseitigung des grossen Uebels der Rauschgiftsucht und des Schmuggels nötig sind, besprochen werden.

Einladungen und Programme sind durch das Generalsekretariat der I. F. F. F., Genf, rue du Vieux Collège, zu beziehen. Clara Ragaz.

Sommerkurse 1930 in Casoja. Volkshochschulheim für Mädchen. Valbella ob Chur.

1.—8. Juni, Frau Dr. Oettli: Fragen der Hygiene. — 11.—14. Juni, Frl. H. Bodmer: Kunst der Renaissance in Italien — 15.—22. Juni, Frau Ragaz: Die Aufgaben der Frau in der Friedensarbeit. — 29. Juni bis 6. Juli, Frl. K. Honegger: Bürgerkunde. — 6.—13. Juli, Frl. Dr. A. Haas: Erziehungsziele und Erziehungsmittel. — 13.—20. Juli, Herr Pfr. Trautvetter: Religiöse Fragen. — 20.—27. Juli, Herr Dr. Hanselmann: Die Psychologie des Kindes. Die Psychologie des Erziehers. 27. Juli bis 3. August, Frau Prof. Meli: Aus dem russischen Leben. 3.—10. August, Herr Zeltner: Aus der Sternen-Welt. — 10.—17. August, Frau Dr. Anneler: Die schweizerische Frauenbewegung. 17.—24. August, Referent noch unbestimmt: Soziale Fragen.

Für die Ferienkurse werden Mädchen über 18 Jahren aufgenommen, die Freude haben, an den Kursen teilzunehmen (zirka 2 Stunden pro Tag).

Der Pensionspreis beträgt Fr. 5.— bis Fr. 6.— pro Tag. Das Kostgeld kann teilweise oder ganz erlassen werden.

Anmeldungen an Frl. Gertrud Ruegg, Casoja, Valbella ob Chur (Tel. Lenzerheide 44).

Die Schulentlassenen in der Fabrik.

Eine Reihe sozial arbeitender und fürsorgerisch tätiger Frauen, darunter vor allem die Präsidentinnen der drei Fürsorge-Vereinigungen von Zürich, Basel und Bern, sowie einige Mitglieder des früheren Industriekomitees der Saffa, haben die Initiative ergriffen, um Sozialarbeiter und Fürsorger aller Berufsgebiete und Landesgegenden zu einer Arbeitstagung zusammenzurufen, die am 17./18. Mai 1930 in Bern stattfinden soll. Zur Behandlung kommt die Frage der „Schulentlassenen in der Fabrik". Einige führende Verbände, u. a. der Schweizer Verband Volksdienst, die Schweiz. Vereinigung für Sozialpolitik und Pro Juventute unterstützen diese Initiative. Als Hauptreferenten der Tagung, die allen Interessenten zugänglich sein wird, wurden bisher Prof. von Gonzenbach, Fabrikinspektor Dr. Wegmann, Frl. Helene Stucki und Herr Charles Schürch gewonnen.

Gegen Krieg und Kriegsdienst.

Bern. Oeffentliche Versammlung Sonntag den 27. April, 20 Uhr, im grossen Bierhübelisaal (Brückfeld). Thema: Der internationale Kampf gegen Krieg und Kriegsdienst. Referenten: J. Fenner-Brockway, London, Gertrud Bär, Berlin, A. de Jong, Amsterdam. Leiter L. Ragaz, Zürich.

Die Leser der „Neuen Wege" werden gebeten, an dieser Veranstaltung teilzunehmen.

Von Büchern

Die innere Not des Protestantismus.

Alfred Zimmermann hat einst als Pfarrer eines Zürcher-Dorfes unter dem Pseudonym Hans Faber eine Schrift über „Das Christentum der Zukunft" geschrieben, die eines der revolutionären Feuerzeichen einer neuen Zeit für die Sache Gottes auf Erden bedeutete. Es ist dann lange ziemlich still um ihn geworden und seine Schrift, die in ihrer Schlichtheit sehr viel mehr wert war als manche auf der gleichen Linie mit grossem Pomp und Anspruch auftretende, ist fast in Vergessenheit geraten. Nun hat der Verfasser (der inzwischen

heimgegangen ist) das Bedürfnis empfunden, noch ein letztes Wort, ein Wort des Vermächtnisses zu sagen.[1]) Dieses letzte Wort fügt sich gut zu jenem ersten. War jenes erste seiner Aufgabe gemäss etwas mehr negativ, indem es zeigte, was an unserem religiös-kirchlichen Wesen veraltet und unwahr sei, so stellt dieses letzte, trotzdem es auch ihm an kritischer Schärfe nicht fehlt, doch mehr das Positive in den Mittelpunkt; das Reich Gottes für die Erde als Kern des Christentums, besser: der in Jesus Christus und den Propheten vor und den Aposteln nach ihm kundgewordenen Wahrheit. Dieses Reich Gottes ist auch der Inhalt der Bibel. Weil aber Gott der Lebendige ist, so darf sein Wort nie blos als ein Schriftwort schriftgelehrtenhaft behandelt, soedern muss als lebendiges Wort verstanden werden, innerhalb wie ausserhalb der Bibel.

Zimmermann wendet sich mit der Betonung dieser Wahrheit gegen das neue Theologengeschlecht, das nach der Abwendung vom falschen Liberalismus und Modernismus der letzten Epoche nun in Gefahr steht, ins Schriftgelehrtentum und Theologentum zu verfallen. Er warnt vor dieser Gefahr und sagt Aehnliches wie wir es auch sagen.

Ob er gehört wird? Es besteht wenig Aussicht dafür. War sein erstes Wort im guten Sinne zeitgemäss, so ist sein letztes, wieder im guten Sinne, unzeitgemäss. Das heutige jüngste Theologengeschlecht schwärmt für Kirche, Theologie, Kultus und verachtet die Fragen der Verwirklichung, die für Zimmermann die wichtigsten sind. Aber wenn dieses Intermezzo vorüber sein und sich gezeigt haben wird, dass dieses Theologen- und Schriftgelehrtenvolk die Zeichen der Zeit wieder einmal nicht erkannt hat (man lese Matth. 12, 48 ff.), dann wird hin und wieder einer auf dieses Testament eines bescheidenen Pioniers hinweisen und ihm dafür danken.

Der Schreibende sagt nicht gerade zu der ganzen Theologie dieses Testamentes Ja, wohl aber zu seiner ganzen Gesinnung. Man darf und muss alle, die dafür Zeit und Sinn haben, auffordern, es nicht ungelesen zu lassen. L. R.

Sprüche.

Es ist besser, sein Kreuz zu tragen als zu schleppen.
Bretonisches Sprichwort.

Gott verhängt kein Ding über uns, womit er nicht uns zu sich locke. Eckhart.

Die Offenbarung der Liebe ist die Erlösung der Welt.
Pestalozzi.

Auf die Zukunft wirken kann man nur um den Preis, sich bei der Gegenwart zu diskreditieren. Richard Rothe.

Berichtigungen.

1. Die Schrift von Dr. Friedmann: Tolstoi, ist nicht bei Rütten u. Lönnig, sondern bei Georg Müller, München, herausgekommen.

2. Druckfehler: S. 115, Z. 14 v. oben, lies: wäre (statt war); S. 120, Z. 18 v. unten, Gott (statt Gottes), S. 121, Z. 16 u. 24 v. unten, Johannis (statt Johannes); S. 124, Z. 5 v. unten, lies: Ich will (statt will); S. 154, Z. 6 v. oben: sogar (statt ganz).

[1]) Alfred Zimmermann, „Die innere Not des Protestantismus." Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.